

DEUTSCHE RUNDSCHAU

Herausgegeben von Rudolf Pechel

Aus dem Inhalt:



- Heinrich Brüning* . Rede am Sarge von Hermann Dietrich
Klaus Peter Schulz Sorge um die deutsche Linke
Klaus Hoche Die „Endlösung der Judenfrage“
Karl Josef Hahn Der Erzähler Edzard Schaper
Moritz Lederer Das war der „Fackel-Kraus“
Max Krell Heiden (Erzählung)

80. Jahrgang · April 1954

VERLAG DEUTSCHE RUNDSCHAU

BADEN-BADEN

INHALT

JOACHIM SCHULZ
Australischer Bilderbogen . . . 321

KLAUS PETER SCHULZ
Sorge um die deutsche Linke 332

HEINRICH BRÜNING
Rede am Sarge des Reichs-
ministers a. D. Dietrich . . . 345

OTTOBERT L. BRINTZINGER
Die Gesetzgebung auf Grund
des „Ermächtigungsgesetzes“ . 349

KLAUS HOCHÉ
Die „Endlösung der Juden-
frage“ 356

KARL SCHWEDHELM
Yisrael 361

THILO KOCH
Idealismus — ein deutsches
Mißverständnis 362

KARL JOSEF HAHN
Der Erzähler Edzard Schaper 366

ERNST GÜNTHER BLEISCH
Vorspiel 372

MORITZ LEDERER
Das war der „Fackel-Kraus“ . 373

RUNDSCHAU
Ukraine (380) — Nordnorwegen (382)
— Syrien (384) — Friedrich Mei-
necke (385) — Spaltung der Fasch.
Internationale (386) — Zwei Jahre
ärztliche Betreuung (388) — Syn-
kopen für den „Fortschritt“ (388)
— Fernsehen auf roter Welle (390)
— Wenn der Vater mit dem
Sohne... (392)

MAX KRELL
Heiden 393

KARL KROLOW
Elegie auf den Tod eines
jungen Dichters 403

LITERARISCHE
RUNDSCHAU 404

Redaktion: Stuttgart O, Haußmannstr. 33, Tel. 24 10 67. — Verlag Deutsche Rundschau, Baden-Baden, Schloßstr. 8. Auslieferung: Kairos-Verlag, Baden-Baden. — Die Deutsche Rundschau erscheint monatlich. Einzelpreis: DM 1,80, vierteljährlich: DM 5,—, jährlich: DM 18,—, ermäßigter Jahresbezug für Studierende: DM 12,—. Zuzügl. Zustellgebühr. Bankverbindung: Süddeutsche Bank, Baden-Baden. — Die Deutsche Rundschau veröffentlicht nur Erstdrucke. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion. Rücksend, un verlangter Manuskripte nur bei Rückporto. — Herausgeber: Rudolf Pechel. Verantwortlicher Redakteur: Klaus Hoche.

Druck: Pressehaus Geisel & Co., Wiesbaden.

Australischer Bilderbogen

Sozialprobleme des fünften Kontinents

Nichts ist so bezeichnend für die Sozialstruktur Australiens wie das hohe wirtschaftliche Niveau der Arbeiter, die sich in seinen Hafenstädten zusammenballen. Sie sind es, die das Gesicht des fünften Kontinents bestimmen — nicht die Farmer. Die einstöckigen Eigenheime, die in den unendlich weit gebauten Vororten die City der australischen Großstädte wie ein grüner Kranz umschließen, die zahllosen Autos und viele typische Einzellerscheinungen, wie z. B. die auffallend gepflegte Erscheinung der Büroangestellten, der Schaffnerinnen usw., künden von diesem für europäische Begriffe erstaunlich hohen Lebensstandard. Jede Zeitungsnummer beweist, wie unendlich viel hier täglich geschieht, um den Träger Australiens, den sog. „kleinen Mann“, sozialbewußt zu machen. Es ist der Grundsatz von dem Wert und der Würde aller manuellen Arbeit, der in tausend Variationen — und in mancherlei Übersteigerungen — die weltanschauliche Basis alles sozialen Geschehens in Australien bildet. Zur Zeit errichtet z. B. Sydney mit erheblichem Aufwand auf kostbarem Baugrund in der City ein umfangreiches Tagesheim, wo die Mütter während der Geschäftsstunden ihre Kinder in Obhut geben und sich selbst erfrischen können. Weil 1953 der zweite Weihnachtsfeiertag (boxing day) auf den für die Mehrheit der Berufstätigen an sich bereits gänzlich arbeitsfreien Samstag fiel, wurde flugs als Entschädigung Montag, der 28. 12., als zusätzlicher Feiertag eingeführt. Ferner hat fast jedes Gewerbe (Bäcker, Fleischer usw.) abgesehen von den offiziellen Ruhetagen seine besonderen, traditionellen „Picknick-days“, welche die Versorgung mit Fleisch und Brot jedesmal auf eine harte Probe stellen, Beispiele, die sich — wie die beliebten Rauch- und Teepausen — ad infinitum häufen ließen. In strenger Nachahmung englischer Sitten wird auch an dem „Bankfeiertag“ festgehalten — trotz der gekürzten Arbeitszeit.

Aus dieser Einstellung ergeben sich weitgehende psychologische Folgen. Das Bewußtsein, den bestimmenden Faktor im sozialen und politischen Leben dieses jungen Gemeinwesens darzustellen, verleiht dem australischen Arbeiter jene sichere innere Haltung, jenes Gefühl der Unabhängigkeit, das in Europa — in der gleichen sozialen Schicht — selten anzutreffen ist. Dieses Selbstbewußtsein läßt z. B. Kellnerinnen das Trinkgeld in der Regel ablehnen, wie auch kein helfender Geist in den Durchschnittshotels das Gepäck auf die Zimmer befördert. Diese Einstellung trägt dazu bei, dem Alltagsleben Australiens seinen eigentümlichen, herben Charakter zu verleihen.

Auch die liberalen Regierungen sind in ihren Entscheidungen an dieses Übergewicht der großstädtischen Massen gebunden, die das Bild Australiens mit einer Intensität prägen, wie es außerhalb schwer vorstellbar ist. Eine der Kehrseiten sind die eintönigen Aspekte, die der kulturellen Sphäre des fünften Kontinents eignen. Eine weitere Folge ist, daß Besitz hier nicht jene Vorteile zu bieten vermag, wie sie in der sozialen Stufenordnung Europas stets gegeben waren. Der gleiche, seltsam egalitäre, hundertfach technisierte Lebensstil hüllt hier alle Einkommengruppen in seinen nivellierenden grauen Schleier, so daß sich der Begriff „Klasse“ mit all seinen europäischen Konsequenzen und Voraussetzungen auf Australien nur mit äußerstem Vorbehalt anwenden läßt. Alle nuancierteren Ansprüche geistiger oder kultureller Art finden nur begrenzte Gelegenheiten zur Entfaltung.

Ein kurzer Rückblick auf die Urfänge der weißen Zivilisation schafft den erforderlichen Ausgangspunkt. Einem durch die fortschreitende Erschließung des Kontinents bedingten, steigenden Bedarf an Arbeitskräften stand von jeher ein mehr oder weniger begrenztes Angebot gegenüber, ein Faktum, das auch heute sein wirtschaftliches Gefüge bestimmt. Nicht der Bewerber sucht — in normalen Zeitläufen — die Stelle, sondern das Umgekehrte ist die Regel. Saisonmäßig bedingte Arbeitslosigkeit in der Landwirtschaft beeinträchtigt diese Linie nicht. Die rigorose Ausschaltung billiger Arbeitskräfte aus dem gelben Osten hat entscheidend dazu beigetragen, diese Sachlage zu verschärfen. Hauspersonal fehlt fast völlig, es sind vor allem die Hausfrauen, die das volle Gewicht dieser konsequent durchgeführten „White-man“-Politik zu tragen haben, ein soziales Moment, welches die allgemeine kulturelle Situation weitgehender beeinflusst, als auf den ersten Blick ersichtlich ist. Eine positive Folge ist der weit verbreitete, für Australien typische Doppelverdienst mit seinen günstigen Einwirkungen auf das Durchschnittseinkommen einer Familie.

Die Pfeiler der Sozialstruktur Australiens sind die 360 Gewerkschaften mit ihren ca. 1,5 Millionen Mitgliedern. Ohne sie ist das Australien von heute undenkbar. Ihre Geschichte ist eine stolze Reihe von Erfolgen. In hartem Ringen mit Parlamenten und der damals noch herrschenden Schicht der Farmer und Großunternehmer erkämpften sich die Arbeiter Australiens das Recht zur gewerkschaftlichen Organisation, vor allem, nachdem die ursprünglich englischen „Anti-Vereinsgesetze“ auch in den Kolonien aufgehoben wurden (1828). Damals gründeten die Arbeiter die ersten kleinen Körperschaften — doch waren Streiks nicht erlaubt. Als 1854 ein Streik in einer Druckerei ausbrach, wurden lange Freiheitsstrafen verhängt. Es ist bezeichnend für die Selbstbefreiung der Arbeiter Australiens, daß sie durch völlig friedliche Mittel erfolgte — mit Ausnahme des sog. „Eureka“-Zwischenfalls, einer der wenigen Episoden in der im allgemeinen farblosen Geschichte Australiens, die mit Gewalt und Blut gezeichnet sind. Heute lieben es die Kommunisten, das Wort „Eureka“, seinerzeit ein Fanal der Freiheit, für ihre Zwecke propagandistisch zu mißbrauchen.

Der englische Sozialreformer Allan Flanders unterscheidet in den Beziehungen zwischen Staat und Gewerkschaft drei Phasen: Für die erste war offene Feindseligkeit seitens der Regierungen kennzeichnend. Nachdem dann wiederholte Versuche, die Gewerkschaften zu unterdrücken, an der wachsenden Stärke der Bewegung gescheitert waren, sahen sich die Regierungen genötigt, sie als neues Element der gesellschaftlichen Gliederung anzuerkennen, wenn auch von einer organischen Zusammenarbeit lange nicht die Rede sein konnte. Sie wurde erst in der dritten Stufe erreicht, wie sie in ihrer völligen Gleichberechtigung mit staatlichen Organisationen für das England von 1945 bis 1951 so typisch war („Trade Unions“, 1952). Diese Charakterisierung trifft im allgemeinen auch für Australien zu, und man gewinnt den Eindruck, daß seine Gewerkschaften in einem Stadium des Übergangs von der zweiten zur dritten Phase begriffen sind. Je mehr sich auch Australien auf dem Weg zum „Wohlfahrtsstaat“ befindet, um so grundlegender wandeln sich naturgemäß die Bedingungen, unter denen seinerzeit die Gewerkschaften geschaffen wurden. Ihre grundsätzliche Gegnerschaft gegen den Staat, der aufhörte, der Protektor der Besitzenden zu sein, wurde völlig gegenstandslos, wenn auch das Bewußtsein der Massen selbst von der Überlebtheit dieses Antagonismus noch nicht durchdrungen ist. Übrigens liegen in Australien die Anfänge des Wohlfahrtsstaates mit seinen mannigfachen Eingriffen in das öffentliche Leben länger zurück (über 40 Jahre), als es in Europa der Fall ist.

Die Gewerkschaften Australiens stehen augenblicklich an einem Wendepunkt. Die Gewerkschaften des Staates New South Wales, dessen Industrialisierung am weitesten fortgeschritten ist, bedienten sich der sozialistischen Parlamentsmehrheit, um kürzlich die pflichtmäßige Zugehörigkeit zu den Gewerkschaften durchzudrücken. Bei der überragenden Stellung von N.S.W. innerhalb des Dominions kann sein Beispiel auch in den anderen Staaten weitgehende Folgen haben. An sich stellt die obligatorische Mitgliedschaft in einer Gewerkschaft für Australien keine Neuheit dar, sie existiert im nördlichen Nachbarstaat Queensland bereits seit Jahren. Die Gewerkschaftsbürokratie erhofft von dieser Maßnahme neben einer erheblichen Stärkung der finanziellen Basis, die letztlich natürlich der Arbeiterpartei (A.L.P.) zugute kommen würde, eine wesentliche Stützung des rechten Flügels und in der Folge eine Zurückdrängung des mehr oder weniger latenten kommunistischen Einflusses. Die „Australian Labour Party“ ist finanziell fast völlig von den Gewerkschaften abhängig, sie benötigt zur Durchführung ihrer weitgesteckten sozialen und kulturellen Ziele (Baugenossenschaften, Ferienlager usw.) sehr beträchtliche Geldmittel, die ihr nur über die Gewerkschaften zufließen können. Die durch die Neuregelung vorzugsweise betroffenen Gewerkschaften sind Geschäftspersonal, Büroangestellte und die Australische Arbeitervereinigung — mit zusammen mehr als 150 000 neuen Mitgliedern. Tausende von Pfunden werden auf diese Weise in die Kassen der Gewerkschaften gelangen (Aufnahmegebühren und Mitgliedsbeiträge). Aus dieser Zwangsrekrutierung wird sich die widerspruchsvolle Situation ergeben, daß ein Zwangs-Gewerkschaftler durch seinen Beitrag eine Partei unterstützt, die

er bei Wahlen durch seinen Stimmzettel bekämpft. Es gehört zu dem eisernen Bestand sozialistischer Utopien, die der Öffentlichkeit immer wieder als unbestreitbares Faktum präsentiert werden, daß jeder Arbeitnehmer eo ipso sozialistisch wählt — auf keinen Fall aber trifft das für die weite Masse der Büroangestellten Australiens zu. Weitere Konflikte dürften sich ergeben, wenn die Gewerkschaft — mehr oder weniger unter latentem kommunistischem Einfluß — einen ihrer häufigen politischen Streiks anordnet. Tragisch ist der Fall der farbigen Arbeitnehmer, für die im Rahmen der „White-man“-Politik bisher in den Gewerkschaften kein Platz war. Die Anhänger dieser neuen Ordnung führen immer wieder das wenig überzeugende Argument an, daß alle Arbeiter ohne Ausnahme (analog der Wehrpflicht) die Kosten für die Errungenschaften der Gewerkschaften tragen sollten, ohne zu berücksichtigen, daß selbst bei restloser Erfassung aller Arbeiter und Angestellten auch in Australien die Gewerkschaften — trotz ihrer beispielhaften Organisation — niemals den Anspruch erheben können, die Gesamtbevölkerung zu repräsentieren. Berechtigter ist die Argumentierung, daß eine finanziell reichlicher fundierte Gewerkschaft über eine weitere Skala von Möglichkeiten verfügt, langwierige Streitfälle vor den Schiedsgerichten durchzufechten.

Von der Opposition wird mit Nachdruck angeführt, daß diese obligatorische Regelung, dieser weitere Schritt zum totalitären Staat, gegen alle jene Grundsätze verstoße, welche die Arbeiterbewegung Australiens groß und auch bei den Unternehmern geachtet gemacht hätten. Bei dem angeborenen Individualismus des Australiers, bei seiner tief verankerten Ablehnung alles Zwanges, ist es nicht ausgeschlossen, daß dieser Kurs die sozialistischen Aussichten bei den nächsten Bundeswahlen entscheidend schmälern könnte — wie es bereits bei der letzten Ersatzwahl geschah. Gewisse Zugeständnisse an prinzipielle Verweigerer vermögen wenig an der Grundhaltung des Gesetzes zu ändern. Wenn jetzt Männer und Frauen durch Parlamentsbeschluß zum Eintritt in die Gewerkschaft genötigt werden — unter der Drohung, ihre Stellung einzubüßen — so stellt dies die absolute Abkehr von den Ideen dar, die vor hundert Jahren die Arbeiter Australiens zum Zusammenschluß bewogen.

Einen überraschenden Zug in dem sozialen Bild des heutigen Australien bilden die häufigen Streiks. Sie beweisen in ihrer erstaunlichen Vielzahl, daß die Beziehungen zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern manches zu wünschen übrig lassen, und daß das Gefühl für soziale Verantwortung mit der wirtschaftlichen Entwicklung nicht Schritt gehalten hat. In dem Australien von heute sind Streiks an der Tagesordnung, auch in lebenswichtigen Betrieben. Der äußere Anlaß ist dabei oft seltsam geringfügig. So gab kürzlich die Frage, ob die Hafenarbeiter bei Beginn oder Ende des Sirensignals die Arbeit aufzunehmen hätten, den Anstoß zu einer längeren Arbeitseinstellung. Man schätzt, daß 75% aller Streiks auf derartige Trivialitäten zurückzuführen sind. Notorisch für soziale Unruhe sind vor allem die radikalen Hafenarbeiter, die wie die Bergleute schon lange gewerkschaftlich streng gebunden sind. Fast täglich sind an der „Waterfront“ Arbeitseinstellungen kleineren oder größeren Umfangs zu

verzeichnen. Der Schaden, den die Schifffahrtslinien durch Verzögerung in der Entladung usw. erleiden, ist sehr beträchtlich; er wurde für Juli 1950 bis Dezember 1952 auf über 1,25 Mill. austr. Pfund geschätzt, Dinge, welche auch die Frachtsätze immer wieder zwangsläufig in die Höhe treiben. Die Rückschläge auf den Export liegen auf der Hand, zumal da wenige Staaten in dem Grade vom Transportwesen abhängig sind wie Australien. Man hat berechnet, daß heute 50 Hafenarbeiter (wharfies) erforderlich sind, um die gleiche Anzahl von Tonnen zu ver- bzw. entladen, die 1939 von 15 bewältigt wurden. Angeblich ist 25% der Arbeitszeit in den Häfen Australiens völlig unproduktiv. Sydney steht in dieser Hinsicht an der Spitze.

Auch in den Gruben flackern immer wieder wilde Streiks auf, unter denen vor allem die monatelange Einstellung der Kohlenförderung von 1949 erwähnt sei, mit einem Lohnausfall von mehr als 10 Mill. austr. Pfund und einem Gesamtverlust von über 100 Mill. Pfund. Die Entlassung eines kommunistischen Funktionärs kostete unlängst — in drei Monaten — der Kohlenproduktion 500 000 Tonnen und den Bergleuten 500 000 austr. Pfund Lohnausfall. Kürzlich gefährdete ein Streik im Schlächtereigewerbe die Versorgung Sydneys auf lange Wochen. Lahmlegung des Verkehrs — Omnibusse und Straßenbahn — ist vor allem vor den Feiertagen beliebt, sie hängt in diesen sehr locker gebauten Hafenstädten mit den entsprechenden Entfernungen ständig wie eine dunkle Wolke über der Existenz des Durchschnittsaustraliers.

Bei diesen regelmäßig wiederkehrenden Konflikten handelt es sich fast ausschließlich um Kraftproben zwischen Betriebsführung und Gewerkschaften, verschärft durch Auseinandersetzungen zwischen Rechts und Links in den Reihen der Organisationen selbst. Passive Resistenz wird gern geübt: das Einsammeln des Fahrgeldes wird z. B. absichtlich so langsam durchgeführt, daß der gesamte Fahrplan gefährdet wird. Die chaotischen Folgen für Millionenstädte wie z. B. Sydney sind evident. Da das Personal an Sonntagen wesentlich erhöhte Bezüge erhält, nahm der finanzielle Verlust schon einen derartigen Umfang an, daß bereits der phantastische Plan entstand, die Schaffner am Wochenende einzusparen und die Fahrgäste umsonst zu befördern.

Es ist indessen nicht angängig, wie es in den führenden Blättern gern geschieht, mit dieser sozialen Unrast ausschließlich die Kommunisten zu belasten. Die 1920 in Sydney offiziell begründete kommunistische Partei zählt augenblicklich nur etwa 15 000 eingeschriebene Mitglieder; hierzu kommen die nicht wenigen Mitläufer, vor allem aus den Reihen der „intelligentsia“, deren Zahl sich allerdings jeder Schätzung entzieht. Unter dem Einfluß der wirtschaftlichen Depression zu Beginn der dreißiger Jahre erreichte die kommunistische Partei ihren Höchststand mit ca. 30 000 Mitgliedern. Unbestreitbar haben die Kommunisten in einigen Gewerkschaften mehr oder weniger getarnte Schlüsselstellungen inne, doch haben sie in jüngster Zeit unzweifelhaft an Boden verloren. So sind heute erstmals die wichtigen Gewerkschaften der Eisenarbeiter und der Bergleute frei von kommunistischer Kontrolle, ein Ereignis, das für die australische

Wirtschaft wie für die Gewerkschaften selbst in gleicher Weise bedeutsam ist. Gerade sie bildeten längere Jahre einen Haupteinsatzpunkt in dem planmäßig durchgeführten kommunistischen Zersetzungsprozeß.

Weder im Bundesparlament noch in den Parlamenten der einzelnen Staaten hat je ein Kommunist gesessen. Da sie aber auch in Australien immer wieder den Anspruch erheben, die einzigen militanten Verfechter des Sozialismus zu sein, verfehlen sie auf gewisse jugendliche Gemüter ihren Eindruck nicht. Sehr beliebt sind die Pantominen der sog. „Jugendkarnevals“, internationale Treffen der kommunistischen Jugend. Als die Polizei gegen die malerischen Tanzgruppen einschritt, die den Verkehr in den Hafenstraßen Sydneys ernstlich störten, traten 360 Hafenarbeiter in den Streik, auf den, weil völlig ungesetzlich, eine dreitägige Aussperrung folgte. Unter der Maskerade der sog. „Friedensbewegung“ suchten sich die Kommunisten ferner Schriftsteller, Lehrer und alle jene Elemente einzugliedern, die der evidente Opportunismus und die betont anti-intellektuelle Einstellung der A.L.P. abstoßen. Trotzdem unterliegt es keinem Zweifel, daß die Zahl der Anhänger des Kommunismus in Australien ständig zurückgeht. Typisch für die Taktik der Kommunisten sind ihre stoßweise einsetzenden Verleumdungskampagnen gegen bekannte Gewerkschaftsführer in der Absicht, sie in den Augen der breiten Massen irgendwie zu diskreditieren.

Im übrigen ist das Bild der direkten oder indirekten kommunistischen Einflüsse in der Sozialstruktur Australiens äußerst schwierig abzugrenzen, es ist jähem Wechseln unterworfen. Der Durchschnittsaustralier, geborener Opportunist, wird in seiner politischen Stellungnahme ungleich mehr von den wandelbaren praktischen Aspekten des Augenblicks bestimmt, als es in dem wesentlich mehr ideologiebewußten Europa der Fall ist. Diese psychologische Tatsache erschwert es allen politischen Parteien ungemein, langfristige Programme durchzuführen. Ein geschickter subversiver Appell an die Mentalität des „kleinen Mannes“ pflegt selten sein Ziel zu verfehlen. So scheiterte auch die Absicht der liberalen Bundesregierung Menzies, die kommunistische Partei durch Volksbefragung für ungesetzlich zu erklären (1951), an den Klippen der Tagespolitik; in diesem Falle war es ein geringes, durchaus vorübergehendes Ansteigen der Arbeitslosenziffer, ein Faktum, das von der Gegenseite skrupellos ausgewertet wurde. Betont sei, daß mit den oben angedeuteten Erfolgen der Kampf gegen die extreme Linke noch keineswegs abgeschlossen ist, zumal die „Wasserfront“ weiter das rote Bollwerk bleibt, doch mehren sich die Anzeichen, daß die offensichtliche politische Apathie der Zeit unmittelbar vor und nach dem Kriege, die den Kommunisten sehr zugute kam, im Schwinden begriffen ist.

Es sollte andererseits nicht übersehen werden, daß viele Streiks auf die Tatsache zurückzuführen sind, daß gewisse Teile des australischen Unternehmertums an eine Gewinnquote gewöhnt sind, deren Höhe im Vergleich mit europäischen Verhältnissen völlig ungewöhnlich anmutet. Die Kehrseite ist die oft unzureichende technische Ausstattung der Unternehmen; dies trifft in besonderem Grade für die Verladeeinrichtungen usw. der

Häfen zu. Die chronische Verstopfung der australischen Hafenanlagen ist nicht zum wenigsten darauf zurückzuführen.

Eine Gesamtbeurteilung der Streiksituation muß anerkennen, daß die Zahl der Streiks im Rückgang begriffen ist. Während die Durchschnittsdauer der jeweiligen Arbeitseinstellungen 1951 noch vier Tage betrug, sind es jetzt amtlicher Berechnung zufolge nur noch $1\frac{1}{2}$ Tage, zweifellos eine Folge der Stärkung der Staatsgewalt durch die Regierung Menzies.

Das beispielhaft ausgebaute Schiedsgerichtssystem legt den Gedanken nahe, daß Streiks ganz oder nahezu ausgeschlossen sein sollten, doch trifft das Gegenteil zu. Die Gründe sind z. T. psychologischer Natur. Es fehlt dem australischen Unternehmertum häufig die traditionelle Bindung an Geschäft und Personal, „business“ bestimmt die Beziehungen zu beiden. „Boss“ und Arbeiter bzw. Angestellter stehen sich oft fremd gegenüber, eine Ferne, die auch demokratische Umgangsformen nur sehr äußerlich überbrücken. Auch kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß die reichlich unpersönlichen und ausgeklügelten Schiedsgerichtsverfahren für persönlichen Kontakt und Initiative wenig Raum lassen. Es wäre ferner auch angebracht, die sich häufig überschneidende soziale Gesetzgebung des Bundes und der Staaten auf einen einheitlichen Nenner zu bringen. Die Fälle selbst werden seitens der Gewerkschaften nicht selten ungenügend vorbereitet vor das Schiedsgericht gebracht, während bei den Arbeitgebern alle Arten von Verschleppungstaktiken sehr beliebt sind.

Ein besonderes Problem bildet weiter die fortschreitende Angleichung des Lohnniveaus für gelernte und ungelernte Arbeiter. Der letzte Grund ist aber vielleicht, daß sich — trotz allen Errungenschaften — weite Schichten der Arbeiter ein tiefes Ressentiment gegen jedwede Art von „management“ bewahrt haben (im Gegensatz zu den USA). Ein übersteigerter Individualismus — ohne traditionelle Bindungen — verleitet hier leicht zu jeder Form von Willkür, zur Gesetzlosigkeit, der man auch im Alltagsleben auf Schritt und Tritt begegnet. Man vergesse nicht, daß die ersten Jahrzehnte der jungen australischen Geschichte vom Klirren der Sträflingsketten erfüllt sind, mit wilden Ausbrüchen gegen die Obrigkeit, Dingen, die sich noch heute psychologisch tiefer auswirken, als vielfach angenommen wird.

Das australische Lohnsystem beruht auf dem Mindestlohn — Basic Wage — der auf Grund eines komplizierten Verfahrens in bestimmten Abständen festgestellt wird. Er zeigte seit 1938 folgende Entwicklung (in shillings):

1938: 79	1946: 99
1939: 81	1947: 108
1940: 82	1948: 114
1941: 88	1949: 124
1942: 91	1950: 135
1943: 98	1951: 173
1944: 99	1952: 216
1945: 99	1953: 243

Bezeichnend ist, daß bei der ersten Berechnung des „basic wage“ 1907 wöchentlich 36 sh für ausreichend galten, eine Arbeiterfamilie von fünf

Köpfen zu erhalten. Bei seiner Aufstellung wurden die Beträge für Miete, Brot, Fleisch, Obst, Gemüse u. a. zugrunde gelegt, die Ausgaben für Licht, Kleidung, Versicherung, Transport u. a. m. fanden keine Berücksichtigung, ganz zu schweigen von gesellschaftlichen und kulturellen Bedürfnissen. Lange Jahre galt als Norm, daß kein australischer Arbeiter unter diesem Standard leben sollte. Als dann die Kriegsjahre 1914—18 mit ihrem steigenden Preisniveau Erhöhungen erforderlich machten, wurde es zur Regel, von dem letzten Vierteljahrsindex der Detailwaren auszugehen. So gelang es — mehr oder weniger — die Kaufkraft des Grundlohns von 1907 aufrechtzuerhalten, „um einem Mann ein menschenwürdiges Dasein in einer zivilisierten Gemeinschaft zu gestatten“. In Auswirkung der Depression der dreißiger Jahre machte sich 1931 ein neues Prinzip geltend: nicht mehr das soziale Element war in Zukunft bestimmend, sondern das Zahlungsvermögen der Wirtschaft. Die oben ersichtliche rasche Erhöhung des Grundlohnes trieb natürlich auch die Preisspirale fortgesetzt empor, mit äußerst ungünstigen Auswirkungen auf den Export und den Inlandmarkt selbst. Als nun ganz kürzlich das Schiedsgericht verfügte, daß mit dem Ende der Inflationserscheinungen eine weitere Hinaufsetzung des Grundlohnes nicht mehr gerechtfertigt sei, brach in den Reihen der Gewerkschaften ein förmlicher Sturm der Entrüstung aus, der erst sehr allmählich nüchternen Überlegungen wich. Ihre Führer richteten leidenschaftliche Appelle an die einzelnen Länderregierungen, sich über die Entscheidung hinwegzusetzen. Sie waren um des augenblicklichen Vorteils willen bereit, den Schiedsgerichtsgedanken zu torpedieren, eine der Haupterrungenschaften der A.L.P. und der Demokratie in Australien. Das sehr bemerkenswerte Lohnniveau bildet neben den weiten Entfernungen zu den wichtigeren Absatzgebieten und der chronischen Unruhe in den Häfen den Hauptgrund für die Ausfuhrschwierigkeiten des Kontinents.

Eine Quelle ständiger Kontroversen stellt ferner die Arbeitszeit dar. Während sich die offizielle Arbeitsdauer auf 40 Wochenstunden beläuft, sind die Gewerkschaften bestrebt, sie auf 36 zu senken, während die Arbeitgeber sich bemühen, sie auf die früheren 44 zu erhöhen. Folgeschwerer ist die laxen Arbeitsdisziplin — besonders in Regierungsbüros usw., ein für jeden Neuankömmling äußerst überraschendes Moment. Angeblich beträgt z. B. die Arbeitszeit in den Eisenbahnwerkstätten kaum 30 Stunden. Doppelverdiener erreichen andererseits nicht selten 80 Wochenstunden — unbelästigt von der Steuer. Lähmend für jeden jugendlichen Ehrgeiz ist ferner das Prinzip der Seniorität, das vor allem in staatlichen Unternehmen rigoros durchgeführt wird.

Die Wirtschaft Australiens ist wie kaum eine andere von Konjunktur und Witterung abhängig: Wolle, Uran, in Zukunft wahrscheinlich auch Öl, sind ihre Pfeiler. Die augenblickliche schwere Dürre an der Nordküste von New South Wales, einem der wichtigsten agrarischen Produktionsgebiete des Kontinents, beweist z. B. eindeutig, wie hier auch im allgemeinen klimatisch begünstigte Gegenden Perioden wiederkehrender Trockenheit unterworfen sind. Klimatisch bedingte magere Jahre und sinkende Preise für Wolle, Weizen, Molkereierzeugnisse usw. können das Nationaleinkommen scharf kürzen. Man gewinnt den Eindruck, daß die

so überaus günstige Konjunktur der letzten Jahre den Willen zum Wettbewerb mit anderen Völkern erschaffen ließ, die gewillt sind, länger und härter zu arbeiten, psychologische Tatsachen, die in ihren letzten Auswirkungen vielleicht schwerer wiegen als die hohen Löhne, welche die Konkurrenz mit den Weltmarktpreisen immer mehr erschweren. Ein bekannter Industrieller, der kürzlich aus dem Ausland zurückkehrte, fällte folgendes Urteil: „Die Australier sind wie verwöhnte Kinder. Sie versuchen, weniger für höhere Löhne zu arbeiten, und dann sind sie über die steigenden Preise bestürzt.“ Ein hartes Urteil, das aber durchaus den Kern der Sache trifft. Auch hier sprechen Zahlen: Während 1950 die industrielle Produktion in den USA um 7,5% stieg (England 6%), war es in Australien nur 1%!

Charakteristisch für das Australien von heute ist die enge Verbindung zwischen der A.L.P. und der katholischen Kirche, die auf die Urfänge des heutigen Australien zurückgeht, als die irischen Sträflinge in hellen Scharen in das Land gelangten. Sie gehörten überwiegend den ärmeren Schichten an. Von dem militanten irischen Katholizismus erhält die katholische Kirche Australiens ihre typische Prägung. Wenn sich auch die offiziellen katholischen Kreise in der Gewerkschaftsfrage bisher jeder Stellungnahme enthielten, so wird von den Gegnern eben diese betonte Reserve als eine Billigung der sozialistischen Politik gewertet. Offenbar erhoffen auch weite katholische Kreise von dem Einströmen der mehr nach rechts orientierten Angestellten usw. eine wirksame Waffe gegen den Kommunismus. Dieses offensichtliche Bündnis zwischen A.L.P. und Katholizismus ist nur möglich, weil dieser jene antiklerikale Note fehlt, die dem Marxismus verschiedener europäischer Länder mehr oder weniger anhaftet. Höchste Funktionäre der A.L.P. sind daher bei den beliebten Massendemonstrationen des australischen Katholizismus eine gewohnte Erscheinung. Gestalten wie Adolf Hoffmann von 1919 sind in Australien undenkbar.

Auffallend sind die sich häufenden Skandale in N.S.W., die Klagen über Bestechung und Korruption unterschiedlicher Gestalt, die ein bedenkliches Licht auf die Integrität des parlamentarischen und des Beamtenkörpers in dieser sozialistischen Hochburg werfen. So vermochte ein vorbestrafter Schwindler lange Zeit ungestört das amtliche Telefon eines befreundeten Ministers im Parlamentsgebäude für seine geschäftlichen Transaktionen zu benutzen. Die Ergebnisse einer daraufhin eingesetzten Kommission waren derartig, daß der ministerielle Gönner sein Amt niederlegen mußte und seinen Sitz in Parlament und Partei verlor. Wie sicher sich die A.L.P. trotzdem fühlte, beweist die Tatsache, daß sie in der nun notwendigen Ersatzwahl seinen Vater, einen alten bewährten Sozialisten, als offiziellen Kandidaten aufstellte. Die beste Kritik war die Haltung der sozialistischen Wähler, die sich mit erheblicher Mehrheit für einen anderen unoffiziellen Kandidaten aussprach, ein Vorgang, der in der Geschichte der A.L.P. ohne Beispiel ist. Eine frühere Untersuchung über das Alkoholunwesen ergab ferner in New South Wales eine enge lukrative Verbindung zwischen Schankstätten und Polizeiorganen, die

eine ganze Reihe disziplinarischer Maßnahmen gegen verschiedene Polizeifunktionäre erforderlich machte. Da aber in Australien gemäßregelten Beamten eine ganze Skala von guten Berufungsmöglichkeiten offensteht, wurden diese z. T. aufgehoben oder erheblich gemildert.

In der letzten Zeit konzentrierte sich die besondere Kritik der Presse auf die Stadtväter von Sydney, denen vielfache Bestechung vorgeworfen wird. Eine der Folgen war, daß bei den letzten Wahlen erstmals Kommunisten in das Stadtparlament einzogen. Diese angeblichen Verfehlungen, die hier nur angedeutet seien, zeitigten in Öffentlichkeit und Presse einen wahren Sturm der Entrüstung. Es ist nun charakteristisch für Australien, daß die sonst so durchorganisierte Arbeiterpartei über keine Presse von einiger Bedeutung verfügt, wie überhaupt hier die politische Meinungsbildung durch das gedruckte Wort nicht entfernt die Rolle wie in Europa spielt, der Rundfunk ist viel entscheidender. Ausgesprochen parteilich gebundene Blätter im europäischen Sinne existieren kaum, von einigen kommunistischen Blättchen vielleicht abgesehen. Um sich nun gegen die angesichts der bevorstehenden Bundeswahlen besonders unbequeme Kritik der Presse zu schützen, verfiel die sozialistische Mehrheit im Parlament von N.S.W. auf einen Aufsehen erregenden Ausweg: es wurde ein Gesetz durchgepeitscht, das die Redakteure zur Angabe ihrer Informationsquellen in ihren Angriffen gegen die Stadtverordneten von Sydney verpflichtet — ein weiterer Beweis für den autoritären Kurs, den die Arbeiterpartei mehr und mehr einschlägt.

Sogar in der englischen Sozialistenpresse fand diese Knebelung der Pressefreiheit scharfe Ablehnung, wie z. B. in dem offiziellen Organ der British Labour Party, dem „Daily Herald“. Es dürfte der A.L.P. zu einer realistischeren Beurteilung der gesamten Pressefragen verhelfen, wenn sie selbst wenigstens über ein einziges Blatt von einigem Format verfügen würde. Ein solches offizielles Sprachrohr nähme der A.L.P. das durchaus subjektive Gefühl, im Blätterwald Australiens ständig provoziert zu werden, obwohl die Berichterstattung auch der oppositionellen Zeitungen in New South Wales dem Standpunkt der Sozialisten in einer Breite Rechnung trägt, die einen europäischen Beobachter eigenartig anmutet.

Da die Justiz nun überraschenderweise das erste Verfahren gegen die führende Sydneyer Tageszeitung — die Probe auf das Exempel — einstellte, ist es nicht ausgeschlossen, daß das erwähnte Gesetz früher oder später widerrufen wird. Man kann sich übrigens des Eindrucks nicht erwehren, daß die Gegnerschaft gegen das juristisch anscheinend übereilte und ungenügend vorbereitete Gesetz auch in den engeren Kreisen der A.L.P.-Regierung nicht unerheblich ist, und es liegt im Bereich des Möglichen, daß man diese Entscheidung des Gerichts zum willkommenen Anlaß nimmt, den Stein des Anstoßes stillschweigend zu begraben. Ideologischer Starrsinn kann der A.L.P. bestimmt nicht zum Vorwurf gemacht werden, ihre Führerschaft weiß sich jeder Situation geschickt anzupassen.

Niemand kann leugnen, daß die A.L.P. in ihren zahlreichen Wandlungen das politische und soziale Gesicht des Kontinents entscheidend formte. In ihrer ausschlaggebend nationalen Einstellung hat sie für die

Arbeiter Australiens Enormes geleistet. Es erscheint indessen jetzt der Punkt erreicht zu sein, wo jede weitere Erhöhung des Lebensstandards wie der Sozialleistungen nur von einer gesteigerten Produktion selbst getragen werden kann. Dieses Ziel wird sich nur erreichen lassen, wenn die Gewerkschaften sich bewußt sind, daß die „Bonanza“-Zeit endgültig der Vergangenheit angehört, und daß sie ihre Hauptaufgabe, nämlich den Lebensstandard ihrer Mitglieder zu erhalten bzw. zu verbessern, nur dann erfüllen können, wenn sie mit dem privaten Unternehmertum Hand in Hand arbeiten. Leider wird indessen die Einstellung der Arbeiterorganisationen zu ausschließlich von Ideengängen früherer Depressionen und überholter Arbeitslosigkeit bestimmt. In diesem kostspieligen Wohlfahrtsstaat sollte auch für jene Aggressivität gegen jede Art von „management“, die so oft in Australien elementar durchbricht, kein Platz mehr sein.

Viele Gewerkschaftsführer des alten Stils sind ferner in einem Milieu aufgewachsen, das nicht länger existiert. Sie übersehen leicht, daß nicht mehr die Straßenecke ihr Tätigkeitsbereich ist, sondern der Konferenzsaal. Eigenschaften, die einen Fabrikarbeiter auszeichnen, sind nicht ausreichend, um einen geschickten Verhandlungsleiter zu formen. Die Ausbildung eines sozial und politisch straff geschulten Nachwuchses erweist sich für die Gewerkschaft und für die A.L.P. als zwingende Notwendigkeit. Eine mehr konservative Richtung innerhalb der A.L.P. ist vor allem in Queensland anzutreffen mit ihrer offensichtlichen und unorthodoxen Begünstigung des kleinen Unternehmertums.

Nichts sollte so eng mit jeder Form von Entwicklung verbunden sein wie Sozialismus. Je mehr seine Führer zu erkennen gewillt sind, daß er seinem innersten Wesen nach niemals ein starres Prinzip, sondern einen sich stetig erneuernden Prozeß darstellt, einen Strom, der seine Stärke aus der Fülle aller Lebensformen schöpft, um so tiefer wird er auch das zukunftssträchtige Bild Australiens prägen. Gelingt es der A.L.P., alte verstaubte Vorurteile und reichlich fadenscheinig gewordene Mythen abzuschütteln, wird sie allen jenen Kräften um so mehr Richtung geben können, die in dem Australien von 1954 zum Licht der Gestaltung drängen.

Australisches Bilderbuch

„Australien und Südsee heute“ heißt ein im Umschau-Verlag, Frankfurt am Main, erschienenen Reisebuch von *Bernd Lohse* (212 S. u. 168 Abb.) — ein Buch, aus dem man unendlich viel über Australien lernen kann und über die Südseeinseln von Neu-Guinea bis Hawaii, wenngleich der Autor, der auch die meisten, oft verblüffenden und eindrucksvollen Bilder selbst aufgenommen hat, ausdrücklich die Subjektivität seiner Schilderung hervorhebt. Aber er umgeht die Probleme jener „Länder der Sehnsucht“ nicht, obwohl er sie nur anschnidet. Für Auswanderungsinteressierte ist dem Band noch ein „sachlicher“ Anhang beigegeben.

D. R.

Sorge um die deutsche Linke

Dr. Klaus Peter Schulz, der durch seinen berühmten Offenen Brief an Wilhelm Pieck zu einem der ersten Kämpfer gegen den Totalitarismus in Berlin wurde, läßt in Kürze im Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln, ein Buch „Sorge um die deutsche Linke“ erscheinen. In acht Kapiteln übt er zunächst bei der Untersuchung der Gründe der Wahlniederlage der SPD am 6. September 1953 herbe Kritik an der eigenen Partei, die als wohlbegründet angesehen werden muß. Er ist in der Geschichte seiner Partei gut bewandert und gibt nicht nur einen Überblick über die Entwicklung, sondern legt die Fehler an ihrer Wurzel bloß, die zum Versagen der SPD in der Opposition der Bundesrepublik geführt haben. Es ist Aufgabe der Sozialdemokratie selber, eine entscheidende Programmänderung und eine Reform an Haupt und Gliedern durchzuführen. Klaus Peter Schulz, ausgezeichnet durch eine klare intellektuelle Redlichkeit, die sich von keiner gängigen Parole oder falschen Autorität beirren läßt, hat Anspruch, wegen seines geistigen Ranges und seines verantwortungsbewußten Strebens in weiten Kreisen gehört zu werden. Die künftige Entwicklung der Sozialdemokratie ist eine Schicksalsfrage für unser Volk. Deshalb weisen wir mit starkem Nachdruck auf das Buch von K. P. Schulz hin und veröffentlichen nachstehend das Schlußkapitel mit seinen konstruktiven Gedanken.

D. R.

Mit ihrer Konzeption eines Zukunftsstaates, der den Sprung aus dem Reich der Notwendigkeit in das Reich der Freiheit bringen werde, haben die Bekämpfer des sozialistischen Utopismus vor hundert Jahren selber die wirklichkeitsfernste sozialistische Utopie geschaffen. Auch der überzeugteste SPD-Funktionär glaubt heute nicht mehr ernstlich an solche Phantasmagorien. Aber die dogmengläubige Sozialdemokratie von einst hatte außerdem einen Katalog unmittelbar zu verwirklichender Forderungen an den bestehenden Staat. Nach langen Auseinandersetzungen zwischen den Lassalleanern und den marxistisch beeinflussten Eisenachern gab sich die Sozialdemokratie schließlich nach Ablauf des Ausnahmegesetzes im Jahre 1891 ein Grundgesetz und ein Aktionsprogramm, das in seinen Grundzügen die Billigung des alternden Friedrich Engels erhielt. (Marx war schon im Jahre 1883 gestorben.)

Studiert man nun die Forderungen dieses Erfurter Programms, so wird man zu eigener Verblüffung entdecken, daß es kaum eine gibt, die nicht entweder längst gesellschaftliche Wirklichkeit geworden oder von der Sozialdemokratie selbst inzwischen als unerreichbar oder unpraktisch verworfen worden wäre. Gleichzeitig aber ersieht man aus den Aktionsforderungen des Erfurter Programms, was alles vor 63 Jahren noch Zukunftsmusik war und was für einen entscheidenden Anteil an der Demokratisierung der Verhältnisse mithin die deutsche Arbeiterschaft durch ihren jahrzehntelangen Kampf um politische und soziale Gerechtigkeit für sich in Anspruch nehmen kann.

Zunächst ist vom allgemeinen, gleichen, direkten und geheimen Wahl- und Stimmrecht aller über 20 Jahre alten Deutschen ohne Unterschied des Geschlechtes und vom Ausbau der Selbstverwaltung bis zur Gemeinde hinunter die Rede. Die Abschaffung aller Gesetze, die die freie Meinungsäußerung und das Recht der Vereinigung und der Versammlung einschränken, sowie die Abschaffung aller Gesetze, die die Frau in öffentlicher und privatrechtlicher Beziehung gegenüber dem Mann benachteiligen, wird verlangt. Der Unterricht in den öffentlichen Volksschulen sowie in den höheren Bildungsanstalten soll unentgeltlich sein. Schließlich wird eine stufenweise Einkommen- und Vermögenssteuer zur Bestreitung aller öffentlichen Ausgaben gefordert, soweit sie durch Steuern zu decken sind.

Jeder Jüngere, der diese Aufzählung liest und mit dem Gang der Geschichte weniger vertraut ist, wird sich nun wahrscheinlich verwundert fragen, ob denn das nicht immer so gewesen sei und ob es tatsächlich eine Zeit gegeben habe, die solche „Selbstverständlichkeiten“ hätte fordern müssen. Es ist aber nicht minder interessant, einmal zu überprüfen, welche Forderungen des Erfurter Aktionsprogramms sich nicht durchsetzen konnten bzw. auf welche die Sozialdemokratie im Laufe der Zeit freiwillig verzichtete. Das rein plebiszitäre Prinzip, versinnbildlicht durch die Forderung der „direkten Gesetzgebung durch das Volk“ mittels des Vorschlags- und Verwerfungsrechts, hat heute auch in der Sozialdemokratie nur noch wenig Freunde. Dafür ist die Gesetzgebungsmaschinerie in einem modernen Großstaat einfach zu kompliziert und zu unübersichtlich geworden. Das Prinzip der „Erziehung zur allgemeinen Wehrhaftigkeit“ ist innerhalb der SPD noch heute umstritten. Hier haben auch die mehr als 60 Jahre, die uns vom Erfurter Programm trennen, noch nicht ausgereicht, um die Auseinandersetzung im Lager der deutschen Linken mit einer einheitlichen Willensbildung abzuschließen. Die „Schlichtung aller internationalen Streitigkeiten auf schiedsgerichtlichem Wege“ ist jedoch seit langem völkerrechtlicher Grundsatz, wenn auch leider noch nicht überall funktionierende Wirklichkeit.

Wohl in keinem Programmpunkt wird die innere Wandlung der Sozialdemokratie seit Erfurt deutlicher als in der Religionsfrage. Im Jahre 1891 forderte sie noch eindeutig die „Erklärung der Religion zur Privatsache“, damit zusammenhängend die Weltlichkeit der Schule und die Abschaffung aller Aufwände aus öffentlichen Mitteln zu kirchlichen und religiösen Zwecken. Die kirchlichen und religiösen Gemeinschaften seien als private Vereinigungen zu betrachten, welche ihre Angelegenheiten vollkommen selbstständig ordnen sollten. Wenn sich dagegen die heutige Sozialdemokratie zur christlichen Gemeinschaftsschule bekennt und auf das Prinzip einer strengen Trennung von Kirche und Staat verzichtet hat, dann symbolisiert sich in diesem Tatbestand nicht etwa die fatalistische Anerkennung zwangsläufiger Gegebenheiten, sondern die ehrliche Erkenntnis, daß alle rationale Aufklärung das religiöse Bedürfnis der Menschen nicht überwältigt hat und daß man diesen Umstand ohne taktische Nebenabsichten respektieren muß.

Mit der „Unentgeltlichkeit der Rechtspflege und des Rechtsbeistandes“ hat sich die Sozialdemokratie dagegen nicht durchsetzen können, und die Forderung nach Unentgeltlichkeit der ärztlichen Hilfeleistung ist durch ein Sozialversicherungssystem abgelöst worden, über das später noch mancherlei zu sagen sein wird. Auf die „Abschaffung aller indirekten Steuern und Zölle“ mußte die Sozialdemokratie bisher aus der klaren Erkenntnis verzichten, daß die Vervielfachung der staatlichen sozialen Verpflichtungen die öffentlichen Ausgaben mehr und mehr belastet.

Von den im Erfurter Programm enthaltenen speziellen Forderungen zum Schutz der Arbeiterklasse gibt es praktisch nicht eine, die unerfüllt ge-

blieben wäre: der Achtstundentag, das Verbot der Erwerbsarbeit für Kinder unter 14 Jahren, eine ununterbrochene Ruhepause von mindestens 36 Stunden in jeder Woche, die Überwachung aller gewerblichen Betriebe, die Errichtung von Arbeitsämtern, die Beseitigung der Gesindeordnungen in der Landwirtschaft, die Sicherstellung des Koalitionsrechts, die Verstaatlichung der Sozialversicherung unter maßgebender Mitwirkung der Arbeiter an der Verwaltung — das alles mutet uns heute schon antiquiert, beinahe konservativ an. Es lohnt sich aber trotz alledem, das Erfurter Programm wieder einmal nachzulesen und sich den gewaltigen Unterschied zwischen damals und heute vor Augen zu halten. Mancher sonst unbekümmert in den Tag hineinlebende junge Mensch, der sich dazu bereitfindet, wird dann vielleicht innerlich etwas bescheidener werden und mit mehr Respekt an die Generationen zurückdenken, die ihm, oft genug unter Gefahr für Freiheit und Existenzsicherheit, so weitgehende und bedeutende Rechte erkämpft haben.

Was aber ergibt sich aus einer solchen rückschauenden Betrachtung für die heutige Zwischenbilanz des Sozialismus und für die Prognose, die wir ihm in Zukunft stellen können?

Eine vollkommene Gesellschaft, wie sie Engels vorschwebte, ist, das wissen wir heute weit besser als unsere Vorfahren, mit der essentiellen Unvollkommenheit des Menschen nicht zu vereinbaren. Von den sozialistischen Aktionsforderungen um die Jahrhundertwende sind dagegen die meisten erfüllt. Es wurde bereits erwähnt, daß heute keine demokratische Staatsgewalt mehr gegen die Interessen der großen Mehrheit der Bevölkerung regieren kann. Die Geister scheiden sich heute auch nicht mehr in der Behandlung der Sozialpolitik. Jede wie auch immer zusammengesetzte Regierung wird sich bemühen müssen, im Interesse ihrer Selbsterhaltung das Los der arbeitenden Menschen und der wirtschaftlich Schwachen stufenweise zu verbessern. Hat demnach der Sozialismus seine geschichtliche Mission nicht bereits erfüllt? Ist er in unserer Zeit durch die Forderung nach aktiver Sozialpolitik und durch den Ausbau des Wohlfahrtsstaates hinreichend umschrieben oder hat er über diesen Rahmen hinaus noch unübertragbare, nur ihm eigentümliche Aufgaben? Steckt im Sozialismus, kurz gesagt, noch eine echte Botschaft, ein Postulat an den Menschen der Gegenwart?

Um diese Frage mit hinlänglicher Sicherheit beantworten zu können, müssen wir nochmals auf den Ursprung des modernen Sozialismus zurückgehen. Als der junge Marx von der Philosophie zur Nationalökonomie fand, geschah dies aus einer sittlichen Empörung gegen die gesellschaftlichen Zustände seiner Zeit, und er sprach sein geheimnisvoll-gewichtiges Wort von der „Selbstentfremdung des Menschen“. In diesem Wort, dessen Ursprung und Inhalt in viel fernere Epochen zurückreicht, liegt die tiefste abendländische Wurzel des späteren Marxismus, und die Bolschewisten, die Marx' Lehren siebzig Jahre später auf ihre Weise interpretierten, mögen noch so genau mit dem Buchstaben verfahren sein, ihnen fehlte der Geist, weil sie von der „Selbstentfremdung des Menschen“ keine Vorstellung besaßen. Ihr ganzes ideologisches Gebäude mußte schon darum eine Fehlkonstruktion sein, weil sie eben *nicht* vom Menschen ausgingen, von dem Marx ausgegangen war, lange bevor er die Masse, das Proletariat oder gar einen politischen Kaderfunktionär ansprach.

Wenn daher der moderne Sozialismus den Menschen nicht nur rhetorisch, sondern tatsächlich und zielbewußt in den Mittelpunkt seines Handelns stellt, wird er entdecken, daß er auch künftig vor einer geradezu beängstigenden Fülle ungelöster und schwieriger Aufgaben steht, die weiterhin des Schweißes der Edlen wert sind. Die gesellschaftliche Situation des Menschen hat sich freilich in den letzten 100 Jahren in einem geradezu unwälzenden Maße

geändert. Aber seine „Selbstentfremdung“ spielt mindestens noch genau die gleiche Rolle wie damals. Deswegen braucht der Mensch von heute auch genau so viel Zuwendung, Erbarmen und Gerechtigkeit wie der ausgebeutete Lohnarbeiter, der Marx vor mehr als hundert Jahren als Typ schlechthin vorschwebte.

Marx' weitere Studien haben ihn leider dazu verführt, sein ursprüngliches Menschenbild abzuplatten und das Phänomen der Selbstentfremdung allzu ökonomisch-deterministisch zu sehen. Das war freilich in den Zeiten des ungehemmten Manchestertums verständlich. Heute liegen die Verhältnisse anders. Es gibt zwar in unseren Breiten noch immer ausgebeutete Menschen, die individuell oder gruppenweise unter krasser sozialer Ungerechtigkeit zu leiden haben, aber es gibt keine ausgebeutete Klasse mehr. Darum hat auch der Begriff der Arbeiterklasse seit Jahr und Tag sein glaubwürdiges revolutionäres Pathos verloren, weil ihm faktisch bereits viel Sätturiertheit, ja, vielleicht sogar unbewußt das Bestreben zur Erringung gewisser Privilegien anhaftet. Insofern eignet auch dem oft gehörten Bekenntnis, die Sozialdemokratie wolle keine reine Arbeiterpartei mehr sein, durchaus nichts „Reformistisches“ im anrühigen früheren Sinne des Wortes. Es mag für manchen eine harte Wahrheit sein, aber es bleibt doch trotz alledem eine Wahrheit, daß eine ausgesprochene Arbeiterpartei heute kaum mehr imstande sein dürfte, Taten zu vollbringen, die das Gefüge unserer Gesellschaft in einem echten Sinne, aber ohne Blutvergießen, revolutionieren.

Die krasseste Not, die empörendste Selbstentfremdung innerhalb der sozialen Sphäre wird heute nicht mehr bei der Arbeiterschaft angetroffen und auch nicht bei den „Arbeitnehmern“, die begrifflich den „Arbeiter“ früherer Epochen abgelöst haben. Sie alle sind durch ein recht kompaktes Mauerwerk starker gewerkschaftlicher Organisationen, durch Tarifverträge und Kündigungsschutz in eine Verfassung gebracht worden, die einem Marx höchstwahrscheinlich hätten die Augen übergehen lassen. Nein, die größte soziale Not bedrückt heute eine Menschengruppe, die es zu Marx' Zeiten noch gar nicht gab und die schon biologisch kaum in der Lage wäre, in eigener Sache das Panier einer Revolution zu entfalten: die Altersrentner, die auch heute noch in den meisten zivilisierten Staaten von einem Existenzminimum leben müssen, das kein anständiger Mensch als Existenzminimum ansprechen kann (wobei dem „Minimum“ sowieso immer etwas unangenehm Penetrantes anhaftet).

Hier hätte der Sozialismus eine unendlich wichtige Gegenwartsaufgabe, deren Propagierung und deren Vollzug er sich übrigens von keinem Konkurrenten streitig machen lassen sollte. Hier geht es auch um weit mehr als um den üblichen „sorgenfreien Lebensabend“, den man durch irgendein Gesetz sicherstellen könnte, das meinethalben die Renten aufbessert. Die heute so sorglos in den Tag hineinlebende Menschheit hat sich noch keineswegs mit der Tatsache auseinandergesetzt, daß sich ihre Zahl in zwei bis drei Generationen verdoppelt haben dürfte, wenn es der medizinischen Wissenschaft auch künftig gelingt, die Durchschnittsdauer unseres Lebens zu verlängern. Hieraus erwächst das fundamentale Problem einer völlig neuen Lebensordnung, in der die Jugend, die Reifezeit und das Alter ihren bestimmten Platz mit ganz bestimmten Aufgaben haben müssen. Es genügt eben nicht, die 65jährigen mit irgendeiner Rente abzufinden und sozusagen aus der Gesellschaft auszuschließen, sondern es muß auch für sie weit über die materielle Sicherung hinaus eine sinnvolle weitere Existenzbegründung innerhalb des gesellschaftlichen Raumes gefunden werden. Könnte dieses Problem nicht die Phantasie eines modernen Sozialisten reizen?

Eine genaue Untersuchung der zu erwartenden starken Bevölkerungszunahme der Erde müßte aber viel mehr zum Ausdruck bringen als die Sorge um das Schicksal der Altersrentner. Die Bevölkerungsvermehrung, der wir entgegensetzen müssen, hat natürlich nicht nur einen sozialen, sondern vor allem einen ökonomischen Aspekt. Für Marx bedeutete der Sozialismus ökonomisch nichts anderes als die gerechte Verteilung des durch die kapitalistische Wirtschaftsdynamik erzeugten Überschusses. Noch vor wenigen Jahrzehnten, ja bis in unsere Tage hinein, schien diese Aufgabenstellung durchaus berechtigt. Nicht nur Wirtschaftsexperten haben dieses Problem untersucht, sondern bedeutende Schriftsteller und Dichter bemühten ihre Phantasie, um etwa auf die krasse Diskrepanz zwischen dem Hunger der Massen in den Industriestaaten und der Verheizung von Kaffee und Weizen in den agrarischen Überschußländern Südamerikas hinzuweisen.

Nimmt aber die Erdbevölkerung in der erwarteten Progression zu, so werden uns solche Schilderungen und Untersuchungen bald veraltet anmuten. Wenn nicht in absehbarer Zeit umwälzende Entdeckungen gemacht werden, wird die Menschheit in etwa fünfzig Jahren jeden Halm und jede Ackerfurche brauchen, um ihres Leibes Notdurft zu befriedigen, und jede industrielle Produktionsstätte ausnutzen müssen, um ihren Bedarf an Gebrauchsgütern zu decken. Ökonomisch steht und fällt daher die Existenzberechtigung und nicht zuletzt die Volkstümlichkeit des Sozialismus mit der von ihm noch zu entwickelnden Fähigkeit, die Produktion zu steigern und dabei doch die wachsenden sozialen Bedürfnisse und Ansprüche jedes einzelnen angemessen zu berücksichtigen.

Aus sozialistischen Programmen sollte daher auf absehbare Zeit die Forderung auf Sozialisierung gänzlich gestrichen werden. Die bisher in verschiedenen Ländern auf diesem Gebiet gemachten Experimente ermutigen im allgemeinen nicht zu der Hoffnung, daß sich damit die gewünschte Produktionssteigerung erreichen läßt, sondern eher das Gegenteil. Noch sind Konkurrenz und Erwerbstrieb die wesentlichsten Arbeitsmotive. Wenn nun auch Sozialisierung gewiß nicht in jedem Fall mit Verstaatlichung gleichzusetzen ist, um eine teilweise Verstaatlichung würde man gerade in den Großbetrieben nicht herumkommen. Unter jeder nur denkbaren Form aber läßt eine Sozialisierung den bürokratischen Stab auch in der Wirtschaft anwachsen. Solange es die Umstände nicht gestatten, den bereits vorhandenen bürokratischen Apparat in der staatlichen und kommunalen Verwaltung entsprechend abzubauen, muß sich jedes Mehr an Bürokratie zwangsläufig produktionslähmend, nicht aber produktionsfördernd auswirken.

Wird aber nicht mit dem unbefristeten Verzicht auf eine Sozialisierung wenigstens der Grundstoffindustrien, so wird jetzt mancher Leser voller Besorgnis fragen, der wesentlichste Inhalt des Sozialismus leichtfertig über Bord geworfen?

Diejenigen, die so argumentieren, verwechseln das Mittel mit dem Zweck und beweisen damit, daß sie sich innerlich noch nicht von der marxistischen Vorstellung der Vergesellschaftung der Produktionsmittel freigemacht haben. Marx ging, wie bereits dargelegt, von der Selbstentfremdung des Menschen aus und sah im Banne seiner Zeit in der von ihm geforderten Vergesellschaftung der Produktionsmittel die einzige Chance, um den Menschen von seiner Selbstentfremdung zu befreien. Bleibt die Befreiung von der Selbstentfremdung oder, positiv gesprochen, die Wohlfahrt, das Glück, die freie Entscheidung des seiner Persönlichkeit bewußt gewordenen Menschen Mittelpunkt allen sozialistischen Fühlens, Denkens und Strebens, dann muß man auch den Mut haben, neuzeitliche Wege zu beschreiten, die uns diesem Ziel näher führen können, das auch dann von seiner Größe nichts verliert, wenn

man es aus der Welt der Utopien in die Welt erreichbarer Realitäten verpflanzt.

Es gibt zweifellos eine weit geeignetere Möglichkeit, den Kapitalismus mit seinen Methoden innerlich zu überwinden und die Voraussetzungen einer wahrhaft sozialistischen Gesellschaft zu schaffen: den konsequenten weiteren Ausbau des Mitbestimmungsrechtes. In den letzten Jahren ist diese Forderung vor allem von den Gewerkschaften proklamiert und teilweise durchgesetzt worden. Dennoch ist ihr Ursprung sozialistisch. Wir begegnen ihr in dem alten verketzten Revisionismus Eduard Bernsteins und seiner Anhänger, deren Auffassung um die Jahrhundertwende eine lebhafte Debatte in der deutschen Sozialdemokratie auslöste. Auf dem Parteitag in Hannover im Jahre 1899 erläuterte Eduard David, einer der feinsten Köpfe der damaligen deutschen Linken, an Stelle seines verhinderten Gesinnungsfreundes Bernstein die These, daß nicht der Besitz der Produktionsmittel das Primäre sei, sondern vielmehr die Verfügungsgewalt über die Produktionsmittel. Was ist nun der Grundsatz der Mitbestimmung anders als die Einbeziehung aller schaffenden Menschen in diese Verfügungsgewalt? Das vor einiger Zeit verabschiedete Betriebsverfassungsgesetz ist ein erster, wenn auch noch bescheidener Schritt auf dem Wege zu einer künftigen sozialistischen Gesellschaftsordnung. Der unbefriedigende Anfang, ausgedrückt in der stimmlichen Unterlegenheit der Arbeitnehmer im Bereich der Wirtschaftsdemokratie, sollte den konsequenten und überzeugten Sozialisten nicht abschrecken oder gar entmutigen, sondern anspornen. Wer Träger einer neuen gesellschaftlichen Ordnung sein will, muß für eine so ungeheure Verantwortung nicht von vornherein die Reife, so doch wenigstens die Fähigkeit beweisen. Von der gesellschaftlichen Reife etwa des Manchestertums — um einen historischen Vergleich zu gebrauchen — konnte gewiß nicht die Rede sein, weil jede Reife eine innige Beziehung zur Humanitas einschließt. Daß aber der Frühkapitalismus auf seinem Gebiet über hervorragende Fähigkeiten verfügte, die ihn nach dem jahrhundertelangen Emanzipationsprozeß des Bürgertums überhaupt erst instand setzten, fast mit einem Schlage eine gesellschaftliche Ordnung zu begründen und damit auch das Gefüge des staatlichen und politischen Lebens entscheidend zu verändern, wird niemand bestreiten . . .

Wenn vorher im Zusammenhang mit der Lage der Altersrentner und der Verlängerung der Durchschnittsdauer des menschlichen Daseins von einer neuen Lebensordnung gesprochen wurde, dann muß sich diese Lebensordnung in erster Linie — wiederum ein echt sozialistisches Anliegen — die Entkollektivierung des Menschen in der heutigen Gesellschaft zur Aufgabe setzen. Es läßt sich nicht leugnen, daß der Einbruch sozialistischer Ideen in die überlieferte liberale Vorstellungswelt bisher zu einer Nivellierung nach unten geführt hat. Das gilt ebenso sehr für den sozialen wie für den politischen und geistigen Raum. Betrachten wir zunächst den sozialen Raum etwas näher.

Kein Einsichtiger wird abstreiten, daß wir von dem hohen Ziel Pestalozzis, der eine Vermenschlichung des Staates forderte, heute weiter entfernt sind als je, sondern daß wir es vielmehr mit einer Verstaatlichung des Menschen zu tun haben. Das gilt keineswegs nur für den östlichen Teil der Welt, sondern auch im westlichen sind die gleichen Gefahrensymptome zu beobachten. Dabei drängt sich, wenn wir dieses Phänomen einmal ehrlich untersuchen, der Staat in den westlichen Ländern gar nicht immer unbedingt danach, seine sämtlichen Bürger zu bevormunden, sondern ihm wird diese Vormundschafspflicht mehr und mehr aufgezwungen. Das unbewußte Streben des modernen Menschen geht auf Vereinzelung, auf individuelle Autonomie in

den Bezirken des persönlichen und familiären Lebens. Sein bewußtes Streben ist aber darauf gerichtet, vom Staat und seinen Institutionen sozusagen von der Wiege bis zur Bahre an die Hand genommen, geführt und vor allen Dingen unterstützt zu werden. Nachgerade möchte niemand mehr, wenn dieser etwas banale, aber anschauliche Vergleich gestattet ist, mit den eigenen Zähnen kauen, und doch wundert er sich darüber, wenn sie ihm vorzeitig ausfallen.

Die Verstaatlichung des Menschen erwies sich in früheren Zeiten bis zu einem gewissen Grade als notwendig, um dem hemmungslosen Liberalismus, der letzten Endes nur die Ellenbogenfreiheit privilegierte, ohne nachdrücklich um die Hebung des Lebensstandards der Gemeinschaft bemüht zu sein, Schranken zu setzen. So kam es zur staatlichen Sozialversicherung, zur Altersfürsorge und zur Arbeitslosenunterstützung, die sämtlich zu ihrer Zeit große und bedeutsame Fortschritte waren. Inzwischen ist aber die Verstaatlichung des Menschen mehr und mehr zum Selbstzweck geworden. Die krisenhaften Erschütterungen, die unser Jahrhundert durch imperialistische wie ideologische Weltkriege und durch die darauf folgenden Umwälzungen festgefühter Ordnungen erlebte, haben zu dieser Entwicklung zweifellos erheblich beigetragen. Aber ist es nicht geradezu eine schreckliche Ironie unserer ursprünglich so fortschrittsfreudigen Zeit, wenn heute sogar die freien Berufe nach einer staatlich garantierten Altersversorgung streben, um bei eintretender Berufsunfähigkeit vor der größten und unwürdigsten materiellen Not geschützt zu sein? Diese und ähnliche Nivellierungstendenzen beziehen den Menschen täglich stärker und stärker auch mit seinem Privatleben in die staatliche Sphäre ein und machen ihn in irgendeiner Form direkt oder indirekt von der Bürokratie und ihrem Apparat abhängig.

Die ursprüngliche sozialistische Zielforderung nach einem allmählichen Absterben des Staates in einer gerechten Gesellschaftsordnung steht in einem grellen Gegensatz zu derart gefährlichen und besorgniserregenden Erscheinungen. Nun wissen wir zwar heute, daß die traurige letzte Erkenntnis „homo homini lupus“ bis zu einem gewissen Grade dank unserer wesenhaften Unvollkommenheit auch unter den besten nur denkbaren sozialen Verhältnissen ihre Geltung behalten wird und daß daher der Staat als Ordnungsfaktor des öffentlichen Lebens nicht absterben kann, weil es unmöglich ist, auf seine Autorität völlig zu verzichten. Diese Autorität wieder auf ein vernünftiges Maß zurückzuführen, liegt aber allein an den Menschen und an der von ihnen in freiwilligem Zusammenwirken geschaffenen und akzeptierten gesellschaftlichen Ordnung.

Wenn man von der modernen Zielsetzung des Sozialismus redet, muß man natürlich Phantasie genug besitzen, sich von den augenblicklich gegebenen Voraussetzungen freizumachen, die dem Zusammenleben der Menschen auf einer gesellschaftlich höheren Stufe der Entwicklung hemmend im Wege stehen. Gegenwärtig muß fast jeder Staat, speziell aber der deutsche, seinen Bürgern ein Übermaß an Lasten und Verpflichtungen aufbürden, die sich für die Betroffenen nicht unmittelbar rentieren, weil uns der vergangene Krieg eine ebenso schreckliche wie außergewöhnliche Erbschaft hinterlassen hat: die allein aus den Kriegsfolgen resultierenden sozialen Leistungen für vorzeitig Invalide, das Flüchtlingsproblem und die damit zusammenhängenden Umsiedlungsaktionen, die Schaffung von Arbeitsplätzen, der Wohnungsbau, der Lastenausgleich und nicht zuletzt die notwendigen Ausgaben für die Sicherheit und spätere Verteidigung zwingen den Staat, die Steuerkraft der Gemeinschaft seiner Bürger bis zum äußersten anzuspannen. Wenn aber die gegenwärtigen Aufgaben bewältigt sind, kann und muß der Staat aus der Steuerkraft jedes einzelnen während der Zeit seiner vollen Arbeitsfähigkeit

auch dessen angemessene künftige Staatspension sicherstellen, auf die von einem gewissen Alter an jeder Mann, aber auch jede Frau, die oft bis zum Ende ihrer Tage für die Familie und den Haushalt wirkt, einen Anspruch hat. Ferner wird der Ausbau des Mitbestimmungsrechtes jedem Arbeitenden Tarife und Löhne sichern, die ihn befähigen, aus eigener Kraft eine zusätzliche Altersversorgung aufzubauen, sei es durch Kapitalbildung, durch den Erwerb von Grundbesitz oder durch den Abschluß einer Lebensversicherung.

Hieraus ergibt sich, daß ein Sozialversicherungssystem, das vor siebzig Jahren eine bahnbrechende Tat war, schon heute größtenteils überaltert ist und nach Erfüllung der eben geschilderten Voraussetzungen vollends überflüssig werden dürfte. Gerade die Sozialdemokratie muß sich um der Beweiskraft der von ihr vertretenen Ideen willen von der heute noch bestehenden Form der Sozialversicherung endgültig lossagen, ohne Rücksicht darauf, daß viele ihrer Funktionäre gerade innerhalb dieser Institutionen eine Lebensstellung gefunden zu haben glauben. Der Apparat der Sozialversicherung einschließlich der Krankenversicherung ist heute in einem so horrenden Maße aufgebläht, daß weder der Arbeitnehmer noch sein Kontrahent im Krankheitsfalle, der Arzt, auch nur annähernd auf ihre Kosten kommen. Schon der junge Mensch, der zwischen 14 und 18 Jahren ins Berufsleben eintritt, muß von seinem naturgemäß schmalen Einkommen eine unverhältnismäßig hohe Summe an die Sozialversicherung abführen, von der er im Fall einer ernstlichen Erkrankung nur einen geringen Anteil zurückerhält. Für eine Übergangszeit ließe sich eine Lösung in dem Sinne denken, daß der gleiche Anteil, der heute aus dem Einkommen eines jeden einzelnen an die Sozialversicherung fließt, zwangsgespart wird und daß für die Dauer der Berufstätigkeit von diesem Konto Abhebungen nur gegen Vorlage einer ärztlichen Liquidation oder eines Rezeptes erfolgen dürfen.

Die frühere Divergenz der sozialen Verhältnisse spiegelt sich heute noch im Krankenschein, dessen bloßes Vorhandensein die Menschen, soweit sie Patienten sind, zwangsläufig abermals in zwei Klassen teilt. Normalerweise pflegt der junge Mensch in den ersten 10 bis 15 Jahren seines Berufslebens, von Ausnahmefällen abgesehen, nur selten ernstlich zu erkranken. Er bezahlt aber in diesem Zeitraum eine Unsumme an die Krankenkasse; den gleichen Anteil muß der Arbeitgeber tragen. Zieht er sich einmal eine schwere Erkrankung zu, die mit neuzeitlichen, aber teuren Medikamenten im Normalfalle ohne weiteres schnell geheilt werden könnte, muß der rezeptierende Arzt für die Gesundung seines Patienten oft in einer Weise feilschen, die wahrhaft unwürdig ist. Setzt er sich jedoch im Interesse des Kranken über alle bürokratischen Bedenken hinweg, muß er damit rechnen, von der Krankenkasse regreßpflichtig gemacht zu werden.

Die Verteidiger unseres derzeitigen Sozialversicherungssystems werden zweifellos einwenden, daß eine Sozialversicherung ja gerade die Pflicht habe, den von ihr betreuten Personenkreis durch eine über Gebühr hohe Umlage für den Krankheits- oder Invaliditätsfall wie bei der Altersversorgung sicherzustellen, unabhängig von Kriegen, Krisen, Inflationen und ähnlichen Wechselfällen. Ein Sozialist aber kann und darf sich solche mehr technische Begründung zur Aufrechterhaltung eines im Prinzip überalterten Systems nicht zu eigen machen.

So wenig beweisbare Fortschritte wir in der Geschichte der letzten 2—300 Jahre zu entdecken vermögen, eines hat sich grundlegend geändert: es steht nicht mehr im Belieben eines absoluten Monarchen, nach eigenem Gutdünken Kriege zu beginnen und solche Kriege auf dem Rücken seiner Untertanen zu führen. Im modernen demokratischen Rechtsstaat, den als politisch verbindliche Autorität auch der Sozialist uneingeschränkt bejaht, ist der Untertan

längst zum Staatsbürger geworden. Es liegt an diesem, für den Ausbau des Rechtsstaates zu sorgen und in jeder Entscheidungssituation für seine Erhaltung zu kämpfen, mag dessen Existenz nun durch äußere Einwirkungen bedroht sein oder durch gewissenlose Abenteurer im eigenen Volk ausgehöhlt werden. Ein sozialistisches Programm kann zwar nicht von der unbegrenzten Vervollkommnungsfähigkeit der Menschen ausgehen, aber es läßt sich natürlich ebensowenig auf die Annahme vom hoffnungslosen Unverstand der Massen gründen.

Nach Erfüllung der hier genannten Voraussetzungen, die wahrlich nicht den Anspruch auf Vollständigkeit erheben — immer wieder muß betont werden, daß eine exakte gesellschaftliche Analyse der Gegenwart und deren Möglichkeiten nicht von einem einzelnen, sondern nur von einem Forschungsinstitut oder wenigstens von einer Forschungsgemeinschaft zu bewältigen ist — werden die Konturen und Grenzen schon deutlicher, innerhalb derer der moderne Sozialismus eine neue Gesellschaft gestalten und mit seinem Geiste durchdringen könnte. Es wird freilich im Gegensatz zu den Erwartungen der sozialistischen Vorkämpfer keine klassenlose Gesellschaft sein. Auch der Sozialismus wird auf eine Rangordnung niemals verzichten können. Sie wird sich aber von allen vorausgegangenen gesellschaftlichen Ordnungen dadurch unterscheiden, daß sie die Privilegien des Zufalles, der Herkunft oder des Besitzes durch das Privileg der Leistung ersetzt. Sie wird den unwürdigen Begriff des Existenzminimums aus ihrem Wortschatz verbannen und garantieren, daß auch die untersten Einkommensklassen auskömmlich leben, das heißt, daß sie die selbstverständlichen menschlichen Bedürfnisse einer angemessenen Wohnung, Kleidung und Ernährung befriedigen können und darüber hinaus am kulturellen Leben der Gemeinschaft den Anteil nehmen, der ihnen selbst erwünscht ist und notwendig erscheint.

Dabei ist es selbstverständlich, daß alle diejenigen, die produktive Aufgaben erfüllen, in ihrem sozialen Standard vor denen rangieren müssen, denen bloß verwaltende und verteilende Aufgaben zufallen. Auch hier wäre es wiederum eine Aufgabe gründlicher soziologischer Forschung, eine möglichst gerechte Skala festzulegen. Wer durch seine Leistungen an der Spitze steht, wer durch seine besonderen Fähigkeiten, durch seinen Fleiß und durch seine Hingabe an das gesellschaftliche Ganze den Durchschnitt der anderen bei weitem überragt, dem wird auch der Sozialismus einen Lebensstandard und ein Einkommen zugestehen, das seinen außergewöhnlichen Anlagen entspricht und ihm gestattet, in seiner Freizeit alle legitimen Ansprüche und Bedürfnisse zu befriedigen, ohne sich lange um materielle Vorbedingungen plagen zu müssen. Die in irgendeinem Währungswert auszudrückende Einkommensgrenze nach oben sollte sehr hoch angesetzt werden: eine Grenze aber muß selbstverständlich vorhanden sein, genau wie sie nach unten zu garantieren wäre.

Der Erwerbsbetrieb wird zwar niemals auszuschalten sein, aber er muß — im Gegensatz zu der kapitalistischen Gedankenwelt — im sozialen Raum genau so beschnitten werden wie die Freiheit des Staatsbürgers im politischen Raum, die dort ihre Grenze findet, wo der Freiheitsanspruch des einzelnen mit dem berechtigten Freiheitsanspruch seines Mitmenschen kollidiert. Drastische Eingriffe in das überlieferte Erbrecht sind natürlich unvermeidlich, um die Erfüllung sozialistischer Ziele zu sichern. Diese Erkenntnis mag viele unangenehm oder gar schmerzlich berühren, aber auf ihre Einwendungen kann der Sozialismus keine Rücksicht nehmen: für jede gesellschaftliche Neuordnung müssen auch Opfer gebracht werden. Eine künftige Menschheit ist mehr als alle Menschen heute, und der Sozialismus sollte sich zu dem klaren Bekenntnis durchringen, daß er eben nicht alle Menschen vertritt und

auch gar nicht vertreten will, sondern nur diejenigen, die die ethische Bedeutung der notwendigen Opfer anerkennen und ihr Leben danach einrichten. Wenn sie dies ohne Hintergedanken tun, werden die Anhänger des Sozialismus eines Tages wahrhaftig die überwiegende Mehrheit sein.

Die vorhin geforderte Entkollektivierung des Menschen hat aber nicht nur einen sozialen, sondern auch einen sehr wichtigen geistigen Aspekt. Nicht das soziale Elend, so häufig es heute noch angetroffen wird, sondern die durchschnittlich grauenhafte Unwissenheit der breiten Massen ist der eigentliche Maßstab für die Selbstentfremdung des Menschen unserer Zeit, ist das Verhängnis, das jeder echten Persönlichkeitsbildung hemmend im Wege steht. Gewiß gibt es in den zivilisierten Staaten kaum noch Analphabeten und daher auch kein absolutes Unwissen mehr. Aber das relative Unwissen des heutigen Menschheitsdurchschnitts steht den öffentlichen Dingen und ihren Zusammenhängen fast noch hilfloser gegenüber als der Analphabet vor hundert bis zweihundert Jahren.

Das liegt hauptsächlich daran, daß sich die Summe objektiv erfaßbaren Wissens auf allen nur denkbaren Gebieten in den letzten drei bis vier Generationen in einem unvorstellbaren Maße vergrößert hat. Auch der gescheiteste und vielseitigst gebildete Mensch unserer Zeit besitzt nicht mehr die Universalität etwa der Leser eines Lessing, Herder oder Voltaire. Das Wissensbedürfnis ist mehr und mehr zu bloßer Zweckhaftigkeit entartet, die eine spezielle Aufgabe des beruflichen oder öffentlichen Lebens ins Auge faßt und sich auf diesem Gebiet perfektioniert, aber alles andere außer Betracht läßt. Wer übersieht heute noch, wie ein Gesetz entsteht, wie ein Land regiert und verwaltet wird, unter welchen Bedingungen sich das Wirtschaftsleben entfaltet, wann ihm eine Krise droht und wie diese Krise vermieden werden kann? Auf den Kommandobrücken des öffentlichen Lebens arbeiten auch heute noch viele hervorragende Kräfte nebeneinander, aber nicht miteinander und im wechselseitigen Verständnis für ihre notgedrungen immer spezieller werdenden Aufgaben. Völlig davon ausgeschlossen lebt die große Masse der Bevölkerung in dumpfer Unkenntnis, ohne klare Vorstellung von ihren Grundrechten und deren unmittelbarem Nutzen für jeden einzelnen wie für die Gesamtheit. Sie registriert den Pendelschlag des öffentlichen Lebens nur insoweit, als sie feststellt, daß es ihr heute besser oder morgen schlechter geht, aber ohne sich über die Ursachen dieses Pendelschlags Rechenschaft abzulegen. Sie reagiert, wenn überhaupt, allenfalls mit Emotionen, aber nicht mit Erkenntnis, nicht mit dem Willen, sich einen Überblick zu verschaffen und damit ihren Platz und ihre Aufgaben im allgemeinen Geschehen zu bestimmen.

Es ist wohl vor allen Dingen dieser Umstand, der die Masse der heutigen Menschheit jederzeit bereit macht, das Gift totalitärer Verlockungen anzusaugen, die nach wie vor der Todfeind jeder Humanität, jeder Freiheit und erst recht der Todfeind allen sozialistischen Strebens sind. Ja, man könnte fast sagen, daß sich durch die Vermehrung der objektiv vorhandenen Wissensfülle die bloße technische Fähigkeit des Lesens und Schreibens als ein Danaergeschenk erwiesen hat. Im Besitz dieser Fähigkeiten sind die Massen im wesentlichen nur leichter verführbar, nicht aber glücklicher, urteilsfähiger oder selbstbewußter geworden. Das große Wort, wonach alle Staatsgewalt vom Volke ausgeht, nimmt sich heute aus wie eine blutige Ironie.

Die Masse der Menschen sieht sich darüber hinaus nicht nur im öffentlichen Leben, sondern auch innerhalb ihrer vier Wände von geheimnisvollen Kräften umgeben, von denen sie auf ihre Weise profitiert, ohne von ihrem Ursprung, ihren Zusammenhängen und ihrem Ineingreifen zu wissen, indem sie den elektrischen Lichtschalter oder das Radiogerät benutzt. Das

dumpf geahnte Unvermögen, als leistungsfähiger und notwendiger Teil des Ganzen zu fungieren, wirkt sich meist an der Oberfläche im Sinne einer Atomisierung, als unbekümmerter Leichtsinn aus, der sein Daseinsgefühl im Kino, auf den Fußballplätzen, beim Totogewinn und sehr bald wahrscheinlich am Fernsehgerät abreagiert . . .

Wie ist diesem Übelstand abzuhelpen, der jeder Errungenschaft unserer Zeit einen ambivalenten Charakter aufprägt und sie insoweit von vornherein wieder fragwürdig macht? Mit der Vermittlung von Wissen allein ist es nicht getan, denn bloßes Wissen allein verleiht noch keine Macht, wie es das fortschrittsgläubige 19. Jahrhundert annahm. Dieses Wissen muß sich vielmehr in eine Gesinnung umsetzen, die ihren Wert und ihre Würde in der eigenen Brust entdeckt, damit aber auch ihre unabdingbaren und unvertreibbaren Pflichten gegenüber Staat und Gesellschaft bestimmt. Nur das Wissen, das in den innersten Kern des Menschen einzudringen und diesen Kern zu erschüttern vermag, versetzt ihn in die Lage, seine Rolle als Leidender und Duldender abzulegen und als Handelnder und Gestaltender aufzutreten. Deswegen braucht die Demokratie den Sozialismus, weil sie den wirklichen, nicht selbstentfremdeten Menschen braucht, um voll funktionsfähig zu werden. Die aktiven Minoritäten werden zwar vermutlich für alle Zukunft das öffentliche Geschehen dirigieren, aber sie brauchen nicht mehr zu hochmütigen Managern zu werden, wenn sie den Kontakt mit einer Masse behalten, die urteilsfähiger wird und von ihnen häufiger und gebieterischer Rechenschaft fordert als das jetzt der Fall ist.

Wer die Demokratie bejaht, muß damit einverstanden sein, daß in einer allgemeinen Wahl die Stimme eines politischen Experten, eines Universitätsprofessors oder eines erfahrenen Lehrers der Staatsbürgerkunde genau so viel gilt wie die Stimme einer Waschfrau, eines Kellners oder eines Büroanfängers. Es ist aber unmöglich, sich auf die Dauer damit abzufinden, daß die letztgenannten Kategorien sich ihre Entscheidung entweder fünf Minuten vor der Wahl an ihren Knöpfen abzählen oder sich ihre Stimmabgabe von ihren jeweiligen Brogebern widerspruchslos und ohne wirkliche innere Überzeugung suggerieren lassen. An diesem unerfreulichen Zustand vermag die staatliche Gesetzgebung entweder überhaupt nichts oder nur sehr indirekt etwas zu ändern; nur eine Umgestaltung der Gesellschaft kann hier endgültig Wandel schaffen.

Der Sozialismus bemüht sich zwar dort, wo er heute schon die Macht dazu besitzt, den Inhalt der Schulerziehung wesentlich zu beeinflussen. Darüber hinaus aber muß er die arbeitenden Menschen im Berufsleben unermüdlich dazu anhalten, sich nicht mit der notdürftigen Kenntnis der eigenen Muttersprache zu begnügen, sondern sich wenigstens zwei moderne Fremdsprachen so leidlich anzueignen, daß sie sich in der Welt zurechtfinden. Durch den Ausbau der Mitbestimmung, durch unablässige Steigerung der Produktion, durch Rationalisierung und Verminderung der gesellschaftlich notwendigen Arbeitszeit läßt sich ferner der heute garantierte Urlaubsanspruch des arbeitenden Menschen in jedem öffentlichen oder privaten Betrieb um ein Vielfaches vergrößern. Ein sozialistisch bestimmtes Wirtschaftsleben sollte daher jeden beruflichen Aufstieg davon abhängig machen, ob der Anwärter den Nachweis erbringt, daß er seinen Urlaub zu Reisen in fremde Länder ausgenutzt und damit seine Erfahrungen, sein Wissen, seine Bildung, kurz seinen menschlichen Horizont aus eigenem Impuls erweitert hat.

Nur auf diese Weise wird sich ganz allmählich die Kluft zwischen Wissenenden und Unwissenden in erträglichem Maße schließen, die den kritischen Beobachter unserer Zeit schlimmer anmutet als der frühere Gegensatz zwischen reich und arm. Denn eine neue Kultur kann nur dort gedeihen, wo

nicht nur die Bedürfnisse des Magens und der Sinne, sondern auch die höheren Bedürfnisse des Herzens und des Geistes Befriedigung verlangen. So zutreffend Schillers fast marxistisch anmutende Forderung zunächst auch klingt, man möge dem Menschen zu essen und zu wohnen geben, denn „ist erst die Blöße bedeckt, gibt sich die Würde von selbst“: für die zweite Instanz, mit der wir es augenblicklich zu tun haben, genügt sie nicht; die Würde gibt sich eben nicht von selbst. Die Verbesserung der materiellen Existenz ist nicht das Zaubermittel, sondern nur die erste, primitivste Voraussetzung für die Würde der freien, unabhängigen, selbstsicheren Persönlichkeit. Die eigentliche Arbeit am Menschen, die bewußte Hilfestellung zur Überwindung seiner Selbstentfremdung fängt dann erst an, und niemand weiß, ob diese schwere und harte Arbeit an Gottes Ebenbild einmal zu einem wenn auch nicht vollkommenen, so doch annähernd befriedigenden Ziel findet.

Die hier gestellte sozialistische Prognose enthält zugegebenermaßen viele Unbekannte, und der Verfasser könnte vielleicht sogar in den Verdacht kommen, er wolle nunmehr der sozialistischen Idee eine neue Glaubensgewißheit unterschieben, nachdem er sich um den Nachweis bemühte, daß die alte Glaubensgewißheit der geschichtlichen Kraftprobe nicht standgehalten habe. Nichts aber wäre falscher als ein derartiger Verdacht. Wir besitzen nach all den leidvollen Erfahrungen weder eine materielle noch eine ideelle Gewißheit für die Zukunft des Menschengeschlechtes. Wir müssen uns damit bescheiden, die Chancen einer möglichen Entwicklung geduldig aufzuspüren, um dann mit ehrlichem Bemühen und mit all der uns innewohnenden und zumutbaren Selbstlosigkeit diese Spur ins Ungewisse der Zukunft hinein zu verfolgen.

Im Rahmen dieses letzten Kapitels kam es nur auf den Nachweis an, ob der Sozialismus, der sich die Überwindung der Selbstentfremdung des Menschen zum Ziel gesetzt hat, noch eine gesellschaftliche Mission besitzt. Soweit es in einer so gedrängten und einem pflichtenreichen Alltag abgerungenen Abhandlung überhaupt denkbar war, dürfte der Nachweis wenigstens fragmentarisch gelungen sein. Wer glaubt, daß es sich um den Menschen nicht oder nicht mehr lohne, obwohl wir doch alle im täglichen Leben auf unseren Nächsten angewiesen sind und angewiesen bleiben, der möge sein Dasein auf seine kümmerlichen vier Pfähle beschränken oder sich damit begnügen, irgendwelche handfesten Gegenwartsinteressen zu vertreten. Auch darin kann eine respektable Aufgabe liegen. Wen es aber drängt, mit seinen Kräften über die Grenzen seines Ichs und seiner eigenen vermeintlichen Lebensdauer hinauszuwirken, der helfe mit an der Regeneration des Sozialismus! Der helfe aber auch mit an der notwendigen Metamorphose von Funktionären, die größtenteils selbst über der Wahrung ihrer Gegenwartsinteressen eingeschlafen sind, zu glaubwürdigen Vorkämpfern der erhofften besseren und gerechteren Gesellschaftsordnung!

Mancher Leser wird vielleicht neben der hier angedeuteten Zielsetzung für die Zukunft ein konkretes Aktionsprogramm von Punkt 1 bis 27 vermissen. Es gibt ein solches Aktionsprogramm, und es besteht heute aus einem einzigen Punkt: Europa. Ein sozialistisches Aktionsprogramm aufzustellen, lohnt sich erst, wenn Europa in irgendeiner Form verwirklicht ist. Alle Bestrebungen, echtes sozialistisches Ideengut in den noch bestehenden, vergleichsweise winzig gewordenen europäischen Nationalstaaten zum Vollzug zu bringen, sind dilettantische Versuche am untauglichen Objekt. Freilich soll man vor keiner Aufgabe zurückscheuen, Bestehendes besser und erträglicher zu machen, ob sie in der Gemeinde, im Land oder im Staat gestellt wird. Man soll sich aber ebensowenig einer Selbsttäuschung darüber hin-

geben, daß es sich bei allen derartigen Experimenten nur um Flickwerk handeln kann. Mit der Vereinigung Europas, auch wenn es sich vorläufig auf die sechs Länder der Montanunion beschränken muß, erwarten gerade den Sozialismus riesenhafte Gegenwartsaufgaben. Man denke nur an die unerläßliche Angleichung des sozialen Standards der Arbeiterschaft an das jeweils höchste Niveau. Wenn man in diesem Zusammenhang das Beispiel etwa der süditalienischen Landarbeiter ins Auge faßt, wird man sofort erkennen, daß noch harte und erbitterte Kämpfe bevorstehen, die auszufechten es sich wahrlich lohnt.

Ist diese Angleichung erreicht, wird sich hoffentlich eine starke und selbstbewußte europäische Linke mit neuem Mut und unerschütterter Zuversicht an ihre Zeitgenossen wenden. Sie wird ihre Überzeugungskraft und Leistungsfähigkeit im freien Spiel des gesellschaftlichen Ganzen weiterhin zu erproben haben, aber sie braucht diese Probe nicht zu scheuen, wenn sie sich ein Ziel setzt, das dem Menschen berechnete Hoffnungen zu geben vermag.

International gesehen, kann sie mit ihrem sittlichen Willen zur stärksten Friedensmacht der Welt werden. Sie muß aber ebenso bereit sein, sich sofort mit geballter Kraft und Leidenschaft dem totalitären Feind entgegenzuwerfen, wenn dieser es jemals wagen sollte, mit plumper Hand nach der Krone des in Freiheit Errungenen zu greifen, um es in den Staub seiner menschenverachtenden Diktatur zu ziehen.

Der Sozialismus hat demnach seine größten Aufgaben noch vor sich. Im totalitären Machtbereich ist er als Mißgeburt zur Welt gekommen. In den freien Völkern hat er besonders dadurch an Kredit und Glaubwürdigkeit verloren, daß seine Anhänger seit geraumer Zeit der Öffentlichkeit den Rücken kehren und sich darauf beschränken, sich gegenseitig selbst von ihrer vermuteten Vortrefflichkeit zu überzeugen. Seine Flamme wird erst dann wieder hell auflodern, wenn einige Wenige begreifen, daß die Hoffnung der Menschheit, die nach wie vor in der sozialistischen Botschaft enthalten ist, weder in unfruchtbarem Dogmatismus erstarren noch durch unbegrenzte Popularisierung verflachen darf. Diese Wenigen zur entscheidenden geistigen und praktischen Tat aufzurufen, war der Sinn des vorliegenden Buches.

Ich kann freilich nicht sagen, ob es besser werden wird, wenn es anders wird; aber soviel kann ich sagen, es muß anders werden, wenn es gut werden soll.

G. Chr. Lichtenberg

Rede am Sarge des Reichsministers a. D. Dietrich

Familien und Freunde müssen heute in Schmerz und Trauer Abschied nehmen von einem Manne, auf dessen Leben, wie auf das weniger Menschen, die Worte der Bibel zutreffen, daß es köstlich war, weil es voll Mühe und Arbeit war.

Hermann Dietrichs Mühen und Arbeit galten in erster Linie seinem Vaterlande. Es war sein Geschick, immer berufen zu werden, wenn es galt, schwere finanz- und wirtschaftspolitische Aufgaben zu lösen.

In jungen Jahren wurde ihm zuerst diese Aufgabe in der Gemeindeverwaltung aufgebürdet. Seine Erfolge legten den Grund zu einer langen und erfolgreichen politischen Laufbahn — erst im Landtage seines Heimatlandes Baden, dann in der vorläufigen Regierung Badens nach dem Ersten Weltkriege, und endlich in der Weimarer Nationalversammlung und im Reichstage der deutschen Republik.

Hermann Dietrichs Fähigkeiten wurden zunächst außerhalb seines Heimatlandes wenig beachtet, aber von Parlamentariern mit alter Tradition in Berlin sehr früh gewürdigt. Bald erregte er auch die Aufmerksamkeit durch seine glänzende Beredsamkeit, die ihn wie so viele aus seiner Heimat stammende Politiker auszeichnete.

Neigung, Minister zu werden, hatte Hermann Dietrich nicht, vor allem nicht, nachdem ihm eine besondere Aufgabe für die Pflege des Auslandsdeutschums übertragen war, der er sich in aller Stille mit größter Hingabe und Verantwortung und einem kühlen und sachlichen Urteile widmete.

Die Partei, der er im Reichstage angehörte, war keine homogene Partei, aber Hermann Dietrich, einer der hervorragendsten und höchst verantwortlichen Politiker, die unser Vaterland den alten südwestdeutschen demokratischen Traditionen verdankt, meisterte mit seinen engeren Freunden auch die Schwierigkeiten in seiner Partei im Reichstage Schritt für Schritt, in zähem Ringen. Die demokratische Tradition, aus der er kam, war nicht auf leeren Schlagworten und Theorien aufgebaut, sondern auf höchster Verantwortung für das ganze Volk.

Es war eine nüchterne, verantwortliche Demokratie. Oft leidenschaftlich in der Kritik und dem Kampfe — aber voller Begeisterung und Hingabe, wenn es um Einheit und Freiheit des deutschen Volkes ging.

Diese Demokratie war nicht im Prinzip antimonarchisch, aber sie konnte sich kein monarchisches System vorstellen, das nicht vom Wunsche und Willen des Volkes getragen wurde.

So leidenschaftlich oft der Kampf war, so war diese südwestdeutsche Demokratie nie negativ, wie es gelegentlich der Fall in anderen Teilen Deutschlands war. Sie blieb immer verantwortungsfreudig.

Diese besondere Tradition ermöglichte es ihr, wie es infolge anderer Traditionen bei meiner eigenen Partei der Fall war, fest in den Prinzipien zu sein, aber einen parteipolitischen Dogmatismus zu vermeiden, der die gemeinsame Arbeit für das Vaterland hätte schädigen können.

So wurde diese südwestdeutsche Demokratie zusammen mit meiner eigenen Partei zu Brückenbauern zwischen Vergangenheit und Zukunft — zwischen rechts und links — zwischen Norden und Süden — zwischen Westen und Osten unseres Vaterlandes und zwischen Landwirtschaft, Arbeiterschaft und Industrie.

Die Tradition, aus der Hermann Dietrich erwuchs, seine Vorbilder, seine praktischen Erfahrungen auch in der Verwaltung seines eigenen ländlichen und industriellen Besitzes, prädestinierten ihn für entscheidende politische Aufgaben, wenn immer es galt, frei von persönlichem Ehrgeiz und Überheblichkeit eine Politik populärer Illusionen durch harte und nüchterne Verantwortlichkeit zu ersetzen.

Als 1928 das Kabinett Hermann Müller gebildet wurde, bestand große Sorge, ob ein solches Kabinett den Interessen der Landwirtschaft das gleiche Verständnis entgegenbringen würde wie denen der anderen Berufsgruppen.

Während der entscheidenden Verhandlungen über die Regierungsbildung lag ich krank in einem Orte meiner geliebten Grafschaft Glatz. Meine persönlichen Freunde, Perlittius, der beste Kenner der östlichen Landwirtschaft, und Rudolf Hilferding, der damals schon die im Verfolg der Reparationen unausbleiblichen wirtschaftlichen und finanziellen Schwierigkeiten und die schon beginnende Krise der Landwirtschaft erkannte, fragten mich, wer wohl am geeignetsten für das Ernährungsministerium sein könne. Meine Antwort war: „Nur Dietrich.“

Hermann Dietrichs Leistungen als Landwirtschaftsminister in jener Zeit sind einzigartig. Er zog als Berater den besten landwirtschaftlichen Sachverständigen unter den Sozialdemokraten, Dr. Baade, heran und verstand es, gleichzeitig sich der kleinen Landwirte im Westen und Süden wie der Landwirtschaft im Osten anzunehmen. Schließlich gelang es ihm und Minister Schiele in meinem Kabinett, die erste konstruktive Zusammenarbeit zwischen Konsumgenossenschaften und landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften herbeizuführen.

Man hat diese Leistungen bei uns kaum verstanden oder gewürdigt, Leistungen, die eine freie Wirtschaft aufrechterhielten, aber hemmungslose Preisspekulationen und unausgeglichene Märkteversorgung vermieden. Aber im Auslande verfolgte man dieses konstruktive Vorbild mit größter Aufmerksamkeit.

Als das Kabinett Hermann Müller durch einen Teil der beiden Flügelparteien in Stich gelassen wurde und der Reichspräsident darauf bestand, mich gegen meinen Wunsch mit der Verantwortung der Gesamtpolitik zu betrauen, war Hermann Dietrich der erste, den ich zur Mitarbeit aufforderte. Mein Wunsch, ihn zum Reichsfinanzminister zu machen, schei-

terte an parteipolitischen Forderungen. Darauf erklärte ich Hindenburg, daß ich meinen Auftrag zurückgeben würde, wenn Dietrich nicht das Amt eines Vizekanzlers erhalten würde. Mit der Verschärfung der Weltkrise, die im Zusammenhange mit den Bestimmungen des neuen Reparationsplanes den Zusammenbruch des deutschen Volkes herbeizuführen drohte, stieß mein Wunsch, Hermann Dietrich zum Reichsfinanzminister zu machen, nicht mehr auf Widerstand.

Niemand hatte mehr Mut, Parteidoktrinen und persönliche und politische Zukunft und Popularität dem Vaterlande zu opfern als der teure Verstorbene. Gleichgültig gegenüber Angriffen seiner eigenen Partei und Presse, ist Hermann Dietrich den bitteren Weg der Offenheit, Ehrlichkeit und Pflichterfüllung gegangen.

Die wegen früherer Fehler unausbleibliche Bankenkrise, der Zusammenbruch großer, in der Inflation geschaffener Konzerne machten Hermann Dietrichs menschliche und sachliche Befähigung zum ersten Male weiteren Kreisen offenbar.

Wie niemand anders konnte er, ohne dauernde Ressentiments zu erregen, allen Berufsständen gegenüber offene Wahrheiten aussprechen. Leitern von großen privaten und städtischen Verwaltungen, die alle Verantwortung der Reichsregierung aufbürden und sich gleichzeitig völlige Freiheit im Handeln sichern wollten, konnte er mit einer Schärfe entgegentreten, die die Staatsautorität endlich wiederherstellte.

Was Hermann Dietrich mit seinen Mitarbeitern an finanzieller Rekonstruktion von Banken und Industrie-Konzernen in wenigen Monaten geleistet hat, findet nur eine Parallele in der gleichen Zeit in den Vereinigten Staaten.

Ebenso scharf konnte Hermann Dietrich mit dem Reichspräsidenten sprechen, wenn dieser unter den Einfluß von nicht verfassungsmäßigen Ratgebern geriet. Er lehnte es ab, in das Kabinett Papen einzutreten.

Als Hitler an die Macht kam, wurden er und seine edle Gattin ein Hort und eine Hilfe für die Bedrückten und Verfolgten, gleichgültig welcher Partei oder Religion sie angehörten.

Aller dieser Leistungen und Eigenschaften erinnerte ich mich besonders im Herbst 1944, als ich von einem Abgesandten meines Freundes Henry Stimson, damals Wehrminister der Vereinigten Staaten, nach Männern gefragt wurde, die zunächst einmal eine zentrale Verwaltung nach dem Kriege aufbauen und vor allem das Ernährungsproblem meistern konnten. Ich habe damals in erster Linie Hermann Dietrich vorgeschlagen. Er war nicht allen Besatzungsmächten und allen Besatzungsangehörigen genehm. In der Aufgabe, erst einmal die Ernährung Süddeutschlands sicherzustellen, hat er seine letzten Kräfte für sein Vaterland geopfert. Nach dem plötzlichen Tode seiner Gattin schrieb er mir: „Unsere Aufgabe ist, Nachfolger aus der jüngeren Generation heranzuziehen — das ist das letzte, was wir leisten müssen.“

An der Bahre solcher Männer soll man nicht allein in Dankbarkeit und Anhänglichkeit trauern. Was sie waren, was sie in selbstlosester Arbeit leisteten, soll man einer nachfolgenden Generation überliefern.

Was ich als Hermann Dietrichs Erbe einer späteren Generation übermitteln kann, das ist die Erkenntnis und Würdigung von Eigenschaften, die oft wichtiger sind als mancher Artikel in Verfassungen und Geschäftsordnungen, die aus dem Gesichtspunkte einer vorübergehenden Lage formuliert sind und oft vergeblich eine Machtstabilisierung bezwecken.

Sorgfältige verantwortungsvolle Schulung in allen die Politik beeinflussenden Fragen, Freihalten von modischen Theorien und Schlagwörtern, Verständnis für alle Parteien, Hinwegsehen über politische starre Programme, um so die Männer in allen Parteien zu finden, die ein Land retten können, weil sie durch Freundschaft und nicht durch Furcht verbunden sind und immer nur daran denken, daß man selbst nur hoffen kann, Vorläufer einer besseren Zeit zu sein: das sind die Eigenschaften, in denen uns Hermann Dietrich ein Vorbild bleiben wird.

In Dankbarkeit und Trauer gedenke ich des treuen Freundes und Mitarbeiters, der den alten preußischen Wahlspruch befolgte: „Patriae in serviendo consumor.“ Ich gedenke des Politikers, der keinem Kampfe auswich, ich gedenke des Staatsmannes, der nach jedem bitteren Kampfe dem Gegner die Hand zur Zusammenarbeit reichen konnte. Ich gedenke des gütigen Menschen, der sich der Bedrückten und Verfolgten annahm. Und so nehme ich mit seinen Angehörigen und Freunden den letzten, schweren Abschied von einem unvergeßlichen Freunde.

Möge er ruhen in Frieden.

In dieses Geschehen ist der Trümmerhaufen des deutschen Volkes hineingestellt. Es muß sich besinnen, wie es sich behaupten will. Daher ist es Zeit, von den Aufgaben zu reden, die es zu lösen hat, soll es nicht untergehen. Eine Reihe von ihnen bedeutet die Fortsetzung früherer Vorgänge und Erfahrungen. In gewissem Umfang beruht alles auf dem historisch Gewonnenen, und man kann nicht einfach von ihm abstrahieren. Auf der anderen Seite aber leben wir im Verfolg des ungeheuren Weltgeschehens in einer völlig neuen Zeit, in der man nicht mit dem wirtschaften kann, was schon unsere Vorfahren erreicht hatten.

Es ist daher wichtiger, als auf historische Erfahrungen zurückzugreifen, das *hinzuzulernen*, was uns die vergangenen Jahre lehren können und was wir anwenden müssen, wenn wir den Weg in die Zukunft finden wollen. Wirtschaftlich und technisch stehen wir auf neuen Fundamenten und suchen neue Wege. Politisch müssen wir aus der Bilanz der Vergangenheit und aus dem, was andere Völker auf der Erde geleistet haben, und zur Zeit leisten, zu lernen versuchen. Geistig aber sind die uns zur Verfügung stehenden Grundlagen am schwersten erschüttert, und Generationen werden daran zu arbeiten haben, neue Fundamente zu schaffen.

Hermann Dietrich: „Auf dem Wege zum neuen Staat“

Die Gesetzgebung auf Grund des „Ermächtigungsgesetzes“

Zwei Rechtsvorschriften bildeten die Grundlage für die Diktatur, die unter Adolf Hitler Deutschland über zwölf Jahre beherrschte: die Notverordnung des Reichspräsidenten vom 28. Februar 1933 auf Grund des Artikels 48 Absatz II der Weimarer Reichsverfassung: „Verordnung zum Schutze von Volk und Staat“, der sogenannte Reichstagsbrand-Erlaß, und das „Gesetz zur Behebung der Not von Volk und Reich“ vom 24. März 1933, das sogenannte Ermächtigungsgesetz.

Die Außerkraftsetzung aller Grundrechte der Weimarer Verfassung — der Grundrechte der persönlichen Freiheit, des Rechts der freien Meinungsäußerung einschließlich der Pressefreiheit, des Vereins- und Versammlungsrechtes, des Brief-, Post-, Telegrafien- und Fernsprecheheimnisses, der Unverletzbarkeit von Wohnung und Eigentum — durch jene Notverordnung dauerte bis zum schrecklichen Ende des Dritten Reiches am 8. Mai 1945 an. Die vollständige Rechtlosigkeit innerhalb des Deutschen Reiches bildete die Grundlage ungezählter Bespitzelungen, Verhaftungen, Beschlagnahmen, von Grausamkeiten und politischen Morden, von denen die Geschichte dieser unseligen zwölf Jahre voll ist. Der Reichstagsbrand-Erlaß hat dem ganzen Geschehen jener Zeit seinen fürchterlichen Stempel aufgebrannt.

Das Ermächtigungsgesetz vom 24. März 1933 beseitigte die Legislative der deutschen Volksvertretung, des Reichstages. Es war das Todesurteil jenes demokratischen Grundsatzes, der die Staatsgewalt dem Volke in seiner Gesamtheit zuspricht, der liberalstaatlichen Lehre der Gewaltenteilung zwischen Legislative, Exekutive und Rechtspflege, und war die Grundlage einer verbrecherischen Diktatur weniger nationalsozialistischer Parteigrößen, die nicht nur das deutsche Volk, sondern ganz Europa ihrer dämonischen Gewalt unterwarfen.

Die Grundgedanken des Ermächtigungsgesetzes folgten jedoch einer politisch-staatsrechtlichen Entwicklung, die sich innerhalb des staatlichen Lebens der Weimarer Republik deutlich abzeichnete. Das Ermächtigungsgesetz löste die „verfassungsmäßige Diktatur“ des umfassenden Notverordnungsrechtes des Reichspräsidenten (in mitverantwortlicher Verbindung mit dem Reichskanzler) auf Grund des Artikels 48 der Weimarer Reichsverfassung ab. Dieses Notverordnungsrecht war seit dem Frühsommer 1930 die nahezu ausschließliche Legislative in Deutschland. Notverordnungsrecht und Regierungsgesetzgebung auf Grund parlamentarischer

Ermächtigung hatten viel Gemeinsames — vor allem die grundsätzliche Besonderheit einer Ausnahmegesetzgebung, die in der Weimarer Reichsverfassung vom 11. August 1919 nicht — oder (im Sinne des Notverordnungsrechtes) nur als „ultima ratio“ in Zeiten größter Not — vorgesehen war.

Die Problematik, die sich im Rahmen der politischen Entwicklung und der staatsrechtlichen Grundlagen um Notverordnungsrecht und Ermächtigungsgesetzgebung entwickelte, kann hier nicht einmal angedeutet werden¹⁾. Der nachfolgende Ausschnitt aus einer umfassenderen Arbeit soll — ohne auf grundlegende Fragen eingehen zu können — nur zeigen, wie sehr in Ausweitung des Gedankengutes jenes Ermächtigungsgesetzes vom 24. März 1933 die deutsche Gesetzgebung unter nationalsozialistischer Diktatur der Willkür einer totalitären Staatsführung anheim fiel.

I

Durch Erlass des Ermächtigungsgesetzes wurde — im Endeffekt — ein völlig neuer Weg der Gesetzgebung im deutschen Staatsleben eröffnet. Dieser stand der alten, die liberalstaatliche Epoche beherrschenden Montesquieu'schen Lehre der Gewaltenteilung entgegen und wurde vom Nationalsozialismus mit einer eigenen Staatsauffassung begründet, welche die grundsätzliche Verbundenheit der Legislative mit der Staatsführung forderte und somit keine selbständige Legislativgewalt, sondern nur eine grundsätzlich der Staatsführung zuerkannte verlangte²⁾.

Mit dem Wandel der Staatsauffassung und der Umgestaltung der Gesetzgebungsfunktionen mußte auch eine Änderung des Gesetzbegriffes verbunden sein. Ein äußerliches Anzeichen lag schon darin, daß das Ermächtigungsgesetz die Reichsregierung zum Erlass von „Gesetzen“ ermächtigte, während die vorangegangenen Ermächtigungen — die Ermächtigungsgesetze vom 13. Oktober 1923 und vom 8. Dezember 1923 — nur von „gesetzesvertretenden Verordnungen“ gesprochen hatten. Der Terminus „Gesetz“ war dem Sinne der Weimarer Reichsverfassung nach der parlamentarischen Gesetzgebung vorbehalten; die Exekutive — Reichspräsident und Reichsregierung — konnten nur „Verordnungen“ erlassen, die sich auf die parlamentarischen Gesetze stützten oder — wie beim Reichspräsident — Ausfluß verfassungsgesetzlicher Ermächtigungen waren.

Diese Begriffsbestimmung entsprach der seit Beginn des 19. Jahrhunderts herrschenden liberalstaatlichen Theorie, daß eine staatliche Anordnung nur dann „Gesetz“ sei, wenn sie unter Mitwirkung der Volksvertretung erlassen war; anderenfalls handle es sich nur um eine Ver-

¹⁾ Einen Überblick über die Problematik des Ermächtigungsgesetzes gibt der in den „Vierteljahresheften für Zeitgeschichte“, Jahrg. 1, Heft 3 (Juli 1953), S. 197 ff., erschienene Aufsatz „Das Ermächtigungsgesetz vom 24. März 1933“ von Prof. Dr. Hans Schneider (Tübingen).

²⁾ Pfundtner-Neubert: Das neue deutsche Reichsrecht (Loseblattausgabe mit Kommentaren), Lieferung 140 (Juli 1943), Kommentar zum Führer-Erlass vom 10. 5. 1943 zur dritten Verlängerung des Ermächtigungsgesetzes.

ordnung. Da die parlamentarische Mitwirkung an die Vorschriften der einzelnen Verfassungen gebunden war, erfolgte die Bestimmung als „konstitutioneller Gesetzesbegriff“.

Die Ermächtigung zur Regierungsgesetzgebung bedeutete eine Abkehr von diesen Forderungen und Rückkehr zum „vorkonstitutionellen Gesetzesbegriff“, der jede Anordnung der souveränen Staatsgewalt als „Gesetz“ betrachtete — entsprechend dem Worte des französischen Staatsrechtslehrers Jean Bodin (1530—1596) in „Six livres de la république“: „Loi ne signifie autre chose que le commandement du souverain.“

II

Es ist nicht uninteressant, die Gesetzgebungswege der Weimarer Republik und des Dritten Reiches in einer schematischen Übersicht zusammenzustellen und in ihrer Bedeutung zu skizzieren.

- a) Im Rahmen der Weimarer Reichsverfassung konnten folgende Wege beschritten werden:
 1. die parlamentarische Gesetzgebung durch Reichstagsbeschluß gemäß Artikel 68 Weimarer Reichsverfassung,
 2. Volksbegehren bzw. Volksentscheid gemäß Artikel 73 Weimarer Reichsverfassung,
 3. das (Not-)Verordnungsrecht des Reichspräsidenten gemäß Artikel 48 Weimarer Reichsverfassung.
- b) Das Ermächtigungsgesetz schuf einen weiteren Gesetzgebungsweg:
 4. Regierungsgesetzgebung durch Beschluß der Reichsregierung gemäß Artikel I Ermächtigungsgesetz.
- c) Durch (Regierungs-) Gesetz vom 14. Juli 1933 wurde statt des durch Artikel III Ermächtigungsgesetz suspendierten Volksbegehrens bzw. Volksentscheids gemäß Artikel 73 Weimarer Reichsverfassung:
 5. die Volksbefragung über Maßnahmen und Gesetze (Volksabstimmung) eingeführt.
- d) Gewohnheitsmäßig bildete sich im Laufe der Zeit, ursprünglich vom Verordnungswege ausgehend:
 6. die Einrichtung der „Führer-Erlasse“, die ohne Einordnung in das formale Gesetzgebungsverfahren Ausfluß des autoritären Führerprinzips, des sogenannten „Gesetzgebungsbefehls des Führers“, wurde.
- e) Durch Erlaß des Führers vom 30. August 1939 „über die Bildung eines Ministerrats für die Reichsverteidigung“ (unter Vorsitz Görings) wurde ein letzter Gesetzgebungsweg geschaffen, der in den Kriegsjahren — ursprünglich zur Entlastung des Kabinetts und besonders des Reichskanzlers gedacht — auf wirtschaftlichem und finanziellem Sektor fast ausschließlich die Legislative durch ein
 7. Verordnungsrecht mit Gesetzeskraft ausübte.

III

Eine schematische Übersicht der Gesetzgebungsakte ³⁾ zeigt folgendes Bild:

Es wurden erlassen

a) vor Erlaß des Ermächtigungsgesetzes (24. März 1933):

im Jahre	Notverordnungen auf Grund des Art. 48 WRV	Reichstags- gesetze
1930	5	98
1931	42	34
1932	60	5
1933	24	1 (Ermächtigungsgesetz)

b) nach Erlaß des Ermächtigungsgesetzes (24. März 1933):

im Jahre	Notverordnungen des Art. 48 WRV	Reichstags- gesetze	Regierungs- gesetze
1933 (seit 24. März)	3	—	218
1934	—	1	190
1935	—	3	149
1936	—	—	100
1937	—	1	100
1938	—	—	100
1939	—	2	65
1940	—	—	30
1941	—	—	12
1942	—	—	10
1943	—	—	8
1944	—	—	3
1945 (bis 8. Mai)	—	—	1

IV

Die Auswertung der Statistik ergibt ein deutliches Versagen der parlamentarischen Gesetzgebung in den Jahren 1931 und 1932. Das einzige Reichstagsgesetz des Jahres 1933 war das „Gesetz zur Behebung der Not von Volk und Reich“ (Ermächtigungsgesetz) vom 24. März 1933. Die drei Notverordnungen des Reichspräsidenten nach Erlaß des Ermächtigungsgesetzes sind praktisch ohne Bedeutung; es handelte sich um:

1. Verordnung des Reichspräsidenten zur Vereinfachung des Erlasses von Ausführungsvorschriften vom 30. März 1933, wonach die Mitwirkung des Reichstages zum Erlaß von Ausführungsvorschriften wegfiel;
2. Verordnung des Reichspräsidenten zum Schutze der Volksgesundheit vom 22. April 1933;
3. Verordnung des Reichspräsidenten zur Wiederherstellung normaler Regierungsverhältnisse in Preußen vom 30. Juni 1933, worin die Notverordnungen gegen das Land Preußen vom 20. Juli 1932 und vom 6. Februar 1933 aufgehoben wurden.

³⁾ nach einer Zusammenstellung von Gerichtsreferendar Robert Herzog (Rexingen bei Horb), dem ich auch für die vorstehenden Ausführungen wesentliche Hinweise verdanke.

Allein die letzte Notverordnung ist besonders zu erwähnen, da sie einen Schlußstrich unter die Auseinandersetzung „Preußen contra Reich“ ⁴⁾ zog, nachdem die Reichsregierung mit der Geschäftsführung der preußischen Ressorts betraut war.

Die Ausschaltung des Reichstags als Legislativorgan geht eindrücklich aus der geringen Zahl von sieben Reichstagsgesetzen in zwölf Jahren hervor, von denen zudem zwei Gesetze nur eine Verlängerung jenes Ermächtigungsgesetzes vom 24. März 1933 zum Inhalt hatten.

Obwohl der Reichstag seit dem 12. November 1933 ausschließlich aus Nationalsozialisten bestand, wurde die nationalsozialistische These einer absoluten Vereinigung von Legislative und Exekutive nur in solchen Fällen durchbrochen, in denen es aus repräsentativen, vorwiegend außenpolitischen Gründen angebracht erschien, die legislative Verantwortung gewissermaßen auf die Basis des gesamten deutschen Volkes zu stellen.

Reichstagsgesetze waren nach dem 24. März 1933:

1. das Neuaufbaugesetz vom 30. Januar 1934;
die drei sog. „Nürnberger Gesetze“ vom 15. September 1935:
2. das Reichsflaggengesetz,
3. das Reichsbürgergesetz,
4. das Blutschutzgesetz;
5. und 6. die beiden Verlängerungsgesetze zum Ermächtigungsgesetz vom 30. Januar 1937 und vom 30. Januar 1939,
7. das Gesetz zur Wiedervereinigung Danzigs mit dem Reich vom 1. September 1939.

Nach Erlaß des Ermächtigungsgesetzes lag die Gesetzgebung — bis auf die eben genannten Materien — ausschließlich in Händen der Reichsregierung. Die hohe Zahl von Regierungsgesetzen in den Jahren 1933, 1934 und 1935 veranschaulicht dieses deutlich. Der Rückgang der Regierungsgesetzgebung in den folgenden Jahren ist auf ein üppig wucherndes Verordnungswesen zurückzuführen, das auf wirtschaftlichem Gebiet seinen Ausdruck besonders in den Reichsverordnungen fand, zu deren Erlaß Göring als Beauftragter für den Vierjahresplan durch die „Verordnung zur Durchführung des Vierjahresplanes“ vom 18. Oktober 1936 berechtigt wurde. Schon zu dieser Zeit finden sich ebenfalls Verordnungen, die vom „Führer und Reichskanzler“ ⁵⁾ aus eigener Machtvollkommenheit

⁴⁾ Reichskanzler v. Papen hatte durch eine Notverordnung des Reichspräsidenten am 20. Juli 1932 der sozialdemokratischen Regierung Braun/Severing des Landes Preußen die Regierungsgewalt entzogen. Auf die daraufhin von der preußischen Regierung angestrebte Klage beim Staatsgerichtshof wurden die bundesstaatlichen Kompetenzen der Regierung Braun wiederum zugesprochen. Um eine Neuwahl des preußischen Landtages durchzusetzen, hatte die Reichsregierung Hitler am 6. Februar 1933 eine weitere Notverordnung erlangt, die sämtliche Befugnisse nun endgültig dem Reichskommissar für Preußen — damals Reichsvizekanzler v. Papen — übertrug.

⁵⁾ Nach dem Tode des Reichspräsidenten v. Hindenburg und der Vereinigung der Reichspräsidentenwürde mit dem Amte des Reichskanzlers nannte Hitler sich „Führer und Reichskanzler“ entsprechend der nationalsozialistischen These von der Einheit von Partei und Staat — mit dem Grundsatz „Die Partei befiehlt dem Staat“ — ohne jemals eine rechtliche Entscheidung über diese Titulatur herbeizuführen.

erlassen wurden (die eben genannte über den Vierjahresplan zählt zu ihnen), ohne Rücksicht auf rechtliche Gesichtspunkte, die diesem Gebaren entgegenstanden. Es waren dies die Vorläufer und der Ursprung der sogenannten Führergesetzgebung durch die berüchtigten „Führer-Erlasse“.

Mit Kriegsbeginn wurde die Regierungsgesetzgebung nahezu ganz durch eine überaus starke Verordnungsgebung verdrängt. Die Verordnungen mit Gesetzeskraft des „Ministerrates für die Reichsverteidigung“, die „Führer-Erlasse“ und Reichsverordnungen ließen die Regierungsgesetzgebung in den Hintergrund treten. So sind von 1940 bis zum April 1945 nur noch 64 förmliche Gesetze, sämtliche Regierungsgesetze, erlassen worden. Das letzte von ihnen war das einzige noch im Jahre 1945 verabschiedete Regierungsgesetz: der Haushaltsplan für das laufende Staatshaushaltsjahr.

V

Auf eine letzte Erscheinung soll in diesem Zusammenhang noch eingegangen werden, die zeigt, wie sehr die rechtliche Auffassung des Dritten Reiches von der Doppelgebundenheit der „legalen Revolution“ bestimmt war. Es ist dies der Beschluß des Reichstags — nicht ein Gesetzesbeschluß! — vom 26. April 1942, der nicht nur im Verlauf der Gesetzgebungsentwicklung des Dritten Reiches oder im Rahmen der Stellung des Reichstags von gravierender Bedeutung erscheint, sondern auch ein einzigartiges Dokument für das Wesen jener nationalsozialistischen Diktatur und ihrer normativen Kraft ist.

Der Beschluß ⁶⁾ sei im Nachfolgenden zitiert:

Der Großdeutsche Reichstag hat in seiner Sitzung vom 26. April 1942 auf Vorschlag des Präsidenten des Reichstags die vom Führer in seiner Rede in Anspruch genommenen Rechte einmütig durch nachfolgenden Beschluß bestätigt:

„Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß der Führer in der gegenwärtigen Zeit des Krieges, in der das deutsche Volk in einem Kampf um Sein oder Nichtsein steht, das von ihm in Anspruch genommene Recht besitzen muß, alles zu tun, was zur Erringung des Sieges dient oder dazu beiträgt. Der Führer muß daher — ohne an bestehende Rechtsvorschriften gebunden zu sein — in seiner Eigenschaft als Führer der Nation, als oberster Befehlshaber der Wehrmacht, als Regierungschef und oberster Inhaber der vollziehenden Gewalt, als oberster Gerichtsherr und als Führer der Partei jederzeit in der Lage sein, nötigenfalls jeden Deutschen — sei er einfacher Soldat oder Offizier, niedriger oder hoher Beamter oder Richter, leitender oder dienender Funktionär der Partei, Arbeiter oder Angestellter — mit allen ihm geeignet erscheinenden Mitteln zur Erfüllung seiner Pflichten anzuhalten und bei Verletzung dieser Pflichten nach gewissenhafter Prüfung ohne Rücksicht auf sogenannte wohlerwor-

⁶⁾ Dieser Beschluß wird besonders als Beweis für den Unrechts-Charakter des deutschen Staates des Hitler-Reiches zitiert. So sehr dieser Beschluß bedeutsam als Charakteristikum ist, so wenig darf man ihn m. E. als Stütze rechtlicher Konsequenzen benützen. Man möge nicht vergessen, daß der „Reichstag der Befehlsempfänger“ diesen Beschluß in Kriegszeiten faßte, die, auch anderwo, niemals mit normalen Rechtsmaßstäben zu erfassen sind, erst recht nicht, wenn man die damalige innenpolitische Lage berücksichtigt.

bene Rechte mit der ihm gebührenden Sühne zu belegen, ihn im besonderen ohne Einleitung vorgeschriebener Verfahren aus seinem Amte, aus seinem Rang und seiner Stellung zu entfernen.“

Im Auftrage des Führers wird dieser Beschluß hiermit verkündet.

Berlin, den 26. April 1942.

Der Reichsminister und Chef der Reichskanzlei
Dr. Lammers

Ein Kommentar erübrigt sich. Mit aller Eindringlichkeit ist hier der verhängnisvollen Entwicklung des Staatsrechts, des politischen Geschehens eine Krone von ungeheurer Dämonie aufgesetzt worden, wie selten eine Diktatur sie so offen zur Schau getragen hat.

VI

Der Vollständigkeit dieses Bildes wegen wird man sich endlich die Frage stellen müssen, ob die nationalsozialistischen Führer nie gewillt gewesen sind, zu den Formen demokratischer Regierungsweise zurückzukehren, ein grundsätzliches Gesetzgebungsrecht des Reichstags anzuerkennen. Obwohl die — oftmals zitierte — Staatsauffassung des Nationalsozialismus eine extrem autoritäre Diktatur des Führerprinzips vertrat, sind auch Äußerungen oberster nationalsozialistischer Parteiführer berichtet, die hin und wieder die Rückkehr zu einer parlamentarischen Gesetzgebung vertraten. Hierzu ist die von Schwerin-Krosigk ⁷⁾ erwähnte Ausführung Hitlers vom Frühjahr 1935 zu rechnen, verfassungsmäßige Zustände — also wohl im Rahmen der Weimarer Reichsverfassung — wiederherzustellen und einen Senat zu schaffen, der auch wirklich etwas zu sagen haben sollte. Den gleichen Sinn hatten die Worte des nationalsozialistischen Innenministers und Reichstags-Fraktionsführers Dr. Frick bei der Initiativbegründung des zweiten Verlängerungsgesetzes zum Ermächtigungsgesetz am 30. Januar 1939, als er für einen spätestens am 10. Mai 1943 zusammentretenden Reichstag die Ausübung des Gesetzgebungsrechtes versprach. Mögen diese Worte auch politischer Gründe wegen gesprochen worden sein, so läßt sich dies kaum für eine von Henry Picker ⁸⁾ für den 21. März 1942 angeführte Äußerung Hitlers annehmen, in der er die „genaueste und schärfste Trennung zwischen Gesetzgebung und Exekutive als oberstes Gebot“ einer zukünftigen idealen Führung nannte.

Die Geschichte ist andere Wege gegangen: die absolute Macht und die politischen Ereignisse führten den Nationalsozialismus, Hitler, nicht ohne eigene Schuld auf einen anderen, verderbenbringenden Weg. Die Kritik wurde erstickt, Tyrannis und Verachtung der Menschenwürde geweckt. Die Diktatur war so nicht das Ergebnis eines einmaligen Entschlusses, sondern einer jahrelangen Entwicklung.

⁷⁾ „Es geschah in Deutschland“, 3. Aufl., Verlag Rainer Wunderlich, Tübingen-Stuttgart, 1952, S. 205.

⁸⁾ „Hitlers Tischgespräche im Führerhauptquartier 1941—1942“, Athenäum-Verlag, Bonn 1951, S. 223.

Die „Endlösung der Judenfrage“

Neun Jahre nach dem Ende des Dritten Reiches gibt es noch immer keine zusammenfassende Darstellung in deutscher Sprache über das schwerste Verbrechen dieses Reiches: das Vorgehen gegen die Juden. Selbst der gutwillige deutsche Bürger und Leser versucht schon seit geraumer Zeit, diesen Komplex zu „verdrängen“ — und eine beängstigend große Zahl nicht Gutwilliger vertritt im Rahmen eines neuen Antisemitismus mehr oder minder unverhohlen den Standpunkt, daß zwar die Methode „verfehlt“, der Zweck aber gerechtfertigt gewesen wäre. Wohl sind unzählige Publikationen erschienen, die einzelne Gruppen und Gebiete aus dem furchtbaren Geschehen mit Dokumenten belegt und das Schicksal der Juden in einzelnen Ländern Europas und bestimmten Vernichtungslagern und Ghettos nach Berichten Überlebender wiedergegeben haben — aber die erste, wirklich den ganzen Bereich umfassende Darstellung, die auf sorgfältigem Studium aller heute zugänglichen Akten fußt, die Memoiren aller nur im Entferntesten bedeutsamen Personen auswertet und zahlreiche ungedruckte Berichte einzelner Opfer heranzieht, ist erst jetzt endlich in englischer Sprache erschienen: das Werk von *Gerald Reitlinger* „*The Final Solution. The Attempt to Exterminate the Jews of Europe 1939—1945*“ (London, Vallentine, Mitchell & Co.).

Es nimmt nicht wunder, daß dieses Buch nur ein außerordentlich geringes Echo hat: denn es ist geeignet, die behagliche Ruhe des restaurierten deutschen Bourgeois zu erschüttern — und nicht nur des deutschen: denn, wie Louis de Jong, der Direktor des Niederländischen Instituts für Kriegsdokumentierung, anläßlich dieses Buches festgestellt hat, „es gibt wenige Deutsche, die ehrlich von sich behaupten können, daß sie ihr Äußerstes getan haben, um dieses Verbrechen zu verhindern — und es gibt wenige Nicht-Deutsche, die das behaupten können“.

Unmittelbar nach dem 30. Januar 1933 hatte ein Auswanderungsstrom von Juden (und freilich nicht nur von Juden — aber das muß in diesem Zusammenhang außer Betracht bleiben) aus Deutschland in europäische und überseeische Länder eingesetzt, der sich noch steigerte, als 1935 die Nürnberger Gesetze zwei Klassen von Menschen fixierten: den Reichsbürger, der rein „deutschen Blutes“ sein mußte, und den deutschen Staatsangehörigen, der lediglich Untertan, aber nicht Bürger dieses Staates war. Die 13. Ausführungs-Verordnung zum Reichsbürgergesetz vom 1. 7. 1943, also zu einem Zeitpunkt, als das Reich theoretisch „judenfrei“ war, machte den Juden vollends zum Ausgestoßenen. (Zu diesem Termin vollzog sich die Ermordung fast nur noch außerhalb der eigentlichen, ohnehin über jedes Maß der Vernunft verschobenen Reichsgrenzen.) Auch die Ver-

ordnung vom 5. 10. 1938, kurz nach dem Münchener Pakt, welche die jüdischen Pässe für ungültig erklärte und eine besondere Auswanderungsgenehmigung vorschrieb, stoppte den Auswanderungsstrom noch nicht ab.

Am 7. November 1938 wurde in Paris der deutsche Legationsrat Ernst vom Rath durch den 17jährigen Juden Herschel Grynszpan aus niemals ganz geklärten Gründen ermordet — willkommener Vorwand für die erste Großaktion gegen die Juden in Deutschland. In der Nacht vom 8. zum 9. wurde in den „spontanen Aktionen“ der „Reichskristallnacht“ der erste über ganz Deutschland ausgedehnte wohlorganisierte Einsatz von SA und SS gegen Juden und jüdisches Besitztum durchgeführt. Etwa 7500 Läden wurden geplündert, 191 Synagogen und 171 Wohnhäuser angezündet und etwa 20 000 Juden in „Schutzhaft“ genommen. Wenige Tage darauf folgten die bekannten Verordnungen, welche die „Arisierung“ der jüdischen Betriebe einleiteten, den Juden eine „Buße“ von einer Milliarde Reichsmark auferlegten, unabhängig von den von ihnen zu bezahlenden Schäden der Kristallnacht u. a. m.

Auch das ganze Jahr 1939 bis Kriegsausbruch wanderte aus, wer es trotz Reichsfluchtsteuer und sonstigen Erschwerungen, wie Heydrichs Zentralem Jüdischen Auswanderungsamt, noch konnte. In beschränktem Umfang war eine Auswanderung sogar bis zum 1. 10. 1941 noch möglich, als im Osten längst die Vernichtungslager ihre mörderische Funktion ausübten. Am 24. 1. 1939 erging der Auftrag an Reinhard Heydrich, „die jüdische Frage . . . durch Auswanderung oder Evakuierung . . . zu lösen“. Das ominöse Wort der „Endlösung“, das später die Deckbezeichnung für die Massenvernichtung werden sollte, ist in diesem Auftrag noch nicht enthalten, aber Heydrich, Himmlers rechte Hand, hatte jetzt freie Bahn.

So war die Zahl der in Deutschland (dem „Altreich“) lebenden Juden von fast 500 000 im Juni 1933 bis Kriegsausbruch auf 215 000 gesunken, wie die sogenannte „Reichsvereinigung der Juden“ angab, deren Leitung bis zu seinem eigenen Abtransport nach Theresienstadt Anfang 1943 der hochverdiente Dr. Leo Baeck innehatte. Am Ende des Krieges lebten in Deutschland teils „untergetaucht“ und zum Teil aus Theresienstadt, dem „Vorzugslager“, und anderen Lagern zurückgekehrt, etwa 20 000 bis 30 000. Die übrigen etwa 190 000, abzüglich der höchstens 13 000, denen bis 1941 die Emigration noch gelang, sind also den braunen Ausrottungsbestrebungen zum Opfer gefallen.

Bei der Ankündigung der 1-Milliarde-Mark-„Buße“ für Ernst vom Rath hatte Göring erklärt: „Sollte in naher Zukunft das Deutsche Reich in einen Konflikt mit ausländischen Mächten verwickelt werden, so versteht es sich von selbst, daß wir in Deutschland zuerst einmal mit den Juden abrechnen werden.“ Und am 30. Januar 1939 betonte Hitler in seiner üblichen Reichstagsrede: „Wenn es dem internationalen Finanzjudentum innerhalb und außerhalb Europas gelingen sollte, die Nationen noch einmal in einen Weltkrieg zu stürzen, dann wird das Ergebnis nicht die Bolschewisierung der Erde und damit der Sieg des Judentums sein, sondern die Vernichtung der jüdischen Rasse in Europa!“

Es konnte keinem Zweifel unterliegen, daß diese Drohungen nicht von ungefähr ausgestoßen wurden, sondern daß sich in ihnen der feste Wille

zum Massenmord enthüllte. Hitlers fanatischer Haß gegen alles Jüdische — den der Oxfordter Historiker Alan Bullock in seiner ausgezeichneten Hitler-Biographie überzeugend zu erklären weiß — mußte, sobald Hitler die Macht dazu in seiner Hand hatte, die Vernichtung für alle ihm und seinen Helfershelfern erreichbaren Juden bringen.

Das wurde offenbar, als mit der Besetzung Polens etwa zwei Millionen Polen in deutsche Hand gefallen waren. Von den Grausamkeiten, die während des Polenfeldzuges selbst begangen wurden — und nicht nur von der SS, deren Zahl sich damals auf 26 000 Mann belief, begangen wurden, wie es immer wieder gern behauptet wird — sei hier nicht einmal die Rede. Aber schon kurz nach Abschluß der Kampfhandlungen, als Heinrich Himmler zum „Reichskommissar für die Festigung deutschen Volkstums“ ernannt worden war und die ersten Deportationen von Juden aus dem Reich nach Polen einsetzten, wurden diese Verschleppten zusammen mit den innerhalb Polens ansässigen Juden in einige wenige Ghettos zusammengepfercht, die im Laufe der Zeit durch Mauern vollständig von der Umwelt abgetrennt wurden: in Warschau, Lodz, Lublin, Radom, Krakau, Tarnow und Kielce.

Eine halbe Million Juden fiel 1940 bei der Eroberung Westeuropas unter deutsche Herrschaft. Aber es dauerte geraume Zeit, bis man sich entschloß, auch sie nach Osten abzutransportieren; längere Zeit schwebte der phantastische Plan, einen Judenstaat auf Madagaskar zu errichten, eine Idee, die erst im Februar 1942 endgültig zu den Akten gelegt wurde.

Zu diesem Zeitpunkt waren freilich die Transporte aus allen inzwischen besetzten Ländern nach Osten schon in vollem Gange, gestützt zunächst auf eine Instruktion von Göring an Heydrich vom 31. 7. 1941, in der es hieß: „... beauftrage ich Sie hiermit, alle erforderlichen Vorbereitungen in organisatorischer, sachlicher und materieller Hinsicht zu treffen für eine Gesamtlösung der Judenfrage im deutschen Einflußgebiet in Europa. Sofern hierbei die Zuständigkeiten anderer Zentralinstanzen berührt werden, sind diese zu beteiligen. Ich beauftrage Sie weiter, mir in Bälde einen Gesamtentwurf über die organisatorischen, sachlichen und materiellen Vorausmaßnahmen zur Durchführung der angestrebten Endlösung der Judenfrage vorzulegen.“

Hier also taucht das Wort „Endlösung“ zum ersten Male in einem offiziellen Dokument auf, und es sollte bald darauf eine bedeutsame Rolle spielen: schon in der berüchtigten Konferenz in Berlin-Wannsee am 20. Januar 1942, die Heydrich, gestützt auf eben diesen Erlaß des „Reichsmarschalls“, einberief und leitete und in der die Grundlinien dieser „Endlösung“ ohne Widerspruch seitens der Vertreter der davon berührten Reichsministerien festgelegt wurden. Heydrich verkündete bei dieser Gelegenheit den Plan, alle jüdischen Mischlinge zu sterilisieren — auch diese Absicht wurde widerspruchslos hingenommen, und Staatssekretär Dr. Wilhelm Stuckart als Vertreter des Reichsinnenministeriums bemerkte dazu, ein solches Vorgehen würde „endlose Verwaltungsaufgaben“ ersparen. Die „Vierteljuden“ sollten nach Heydrichs Plan unbehelligt bleiben, sofern sie nicht vorbestraft wären oder auffällig jüdisch aussähen oder sich „jüdisch benähmen“ — in diesen Fällen sollten auch sie der

Sterilisation unterworfen werden. (Dieser Plan einer Massen-Sterilisation kam allerdings trotz umfangreicher Vorarbeiten mit barbarischen Versuchen von SS-Ärzten an KZ-Insassen praktisch nicht zur Anwendung.) Im weiteren wurde auf der Wannsee-Konferenz im Einverständnis mit den Satelliten-Regierungen auf dem Balkan der Abtransport der Juden aus diesen Staaten beschlossen.

Diese Konferenz war die letzte größere Amtshandlung, die Reinhard Heydrich, Chef des SD und des Reichssicherheitshauptamtes und Reichsprotektor in Böhmen und Mähren, vornahm. Am 29. Mai 1942 ereilte ihn sein Schicksal in Gestalt einer Bombe, die tschechische Partisanen in der Nähe des Dorfes Lidice in sein Auto warfen und deren Explosion ihn schwer verletzte; nach einem sechstägigen Todeskampf, in dessen Verlauf er seine Verbrechen eingesehen und bereut haben soll, starb er am 5. Juni 1942. Als Rachemaßnahme für seinen Tod machte die SS nicht nur das Dorf Lidice dem Erdboden gleich, wobei 199 Menschen umgebracht wurden, sondern ermordete weitere 1339 Personen in Prag und Brünn und 152 jüdische „Geiseln“ in Berlin. Im Konzentrationslager Sachsenhausen wurden in der Nacht nach Heydrichs Tod 38 jüdische Menschen, zum größten Teil Krüppel, „liquidiert“.

In den auf Heydrichs Tod folgenden Monaten wurde die Verschleppung von Juden aus Frankreich und den übrigen besetzten Ländern und aus Deutschland selbst beschleunigt fortgesetzt. Die Ziele waren aber jetzt meist nicht mehr die jüdischen Ghettos im Generalgouvernement oder in Rußland, sondern die sogenannten Arbeitslager, in erster Linie Auschwitz, wo inzwischen alle notwendigen Vorbereitungen zur Massenvernichtung von Menschen getroffen und wohin bereits aus den polnischen Ghettos zahlreiche Transporte gebracht worden waren. In Wellen setzten sich diese Aktionen durch die folgenden beiden Jahre hindurch fort.

Über das Vernichtungslager Auschwitz und die Vergasungsanlage in Birkenau ist von den Überlebenden soviel veröffentlicht worden, daß es sich erübrigt, hier noch einmal darauf einzugehen. Es sei lediglich erwähnt, daß nach einigermaßen zuverlässigen Schätzungen die Zahl der hier Ermordeten rund eine Million beträgt. Auch über die anderen Todeslager in Polen: Treblinka, Belsec, Chelmno und Maidanek, das sogenannte Konzentrationslager Lublin, liegen viele Einzelberichte vor. Nach wiederholt wechselnden Plänen — gestört noch dazu durch „Zwischenfälle“ wie den heroischen, verzweiflungsvollen und von vornherein zum Scheitern verurteilten Aufstand des Warschauer Ghettos, den die SS brutal zusammenschlug — wurden die Ghettos nach und nach wieder aufgelöst, ihre Einwohner „umgesiedelt“ (ein Prozeß, den selbst Goebbels in seinem Tagebuch als „ziemlich barbarisch“ bezeichnete) — bis auf die erfreulich hohe Zahl, denen die Flucht gelang — und in Vernichtungs- oder Arbeitslager verbracht, wo noch viele von ihnen von der Roten Armee befreit werden konnten.

Es soll hier nicht auf die Methoden der „Endlösung“ im einzelnen eingegangen werden. Alle Brutalität und Gefühllosigkeit in der Durchführung der Vernichtungsaktionen hat die Nazis doch nicht davor bewahrt, daß letztlich der Versuch einer „Endlösung“ im nazistischen Sinne ge-

scheitert ist und daß noch Hitler selbst dieses Scheitern erkannte. Denn der Schlußabsatz seines politischen Testaments vom 29. April 1945 lautet: „Vor allem verpflichte ich die Führung der Nation und die Gefolgschaft zur peinlichen Einhaltung der Rassegesetze und zum unbarmherzigen Widerstand gegen den Weltvergifter aller Völker, das internationale Judentum.“ So stand auch dieser Mann am Ende seines Weges, der von dem Blut von Millionen und aber Millionen Unschuldiger gezeichnet ist, wieder an seinem Anfang.

Von den an hervorragender Stelle an der „Endlösung“ Beteiligten war Heydrich der einzige, den schon während des Krieges sein Schicksal schlug. Einige wenige andere, wie der SS-Gruppenführer Oswald Pohl, der sich noch vor Gericht rühmte, die Befehle zur Ermordung von 90 000 Menschen gegeben zu haben, wurden zum Tode verurteilt und hingerichtet. Eine größere Zahl erhielt Freiheitsstrafen, die nach oft unverhältnismäßig kurzer Zeit erlassen wurden. Die größte Gruppe aber bilden diejenigen, denen es nach Kriegsende gelang, sich zu verbergen oder nach Übersee zu flüchten, was ihren hier gefangenen Helfern die Möglichkeit gab, viel Schuld auf die Abwesenden zu wälzen und sich selbst zu entlasten.

Die Juden eines jeden der unter deutsche Gewalt gefallenen Länder — Polen, Norwegen, Dänemark, Holland, Belgien, Luxemburg, Frankreich, Italien, Jugoslawien, Griechenland, Bulgarien, Rumänien, Ungarn, Tschechoslowakei, die baltischen Staaten, Sowjetrußland — hatten ebenso wie die deutschen Juden einen hohen Blutzoll zu zahlen, und die genaue Zahl der in diesen Jahren willkürlich und brutal Ermordeten wird sich niemals feststellen lassen. Die Forschungen der letzten Jahre haben jedoch ergeben, daß die Zahlen, die unmittelbar nach Kriegsende ohne eine andere Basis als pure Schätzung genannt wurden (z. B. sprach Eugen Kogon in seinem Buch „Der SS-Staat“ von 10 Millionen Opfern), weitaus zu hoch gegriffen waren. Ebenso wenig wie die Zahl der in Auschwitz Umgebrachten 4 oder 2½ Millionen beträgt, beläuft sich die Gesamtsumme der Opfer auf 6 Millionen, sondern die wahrscheinlichsten Schätzungen liegen bei etwa 4,5 Millionen Toten, von denen allein etwa 2½ Millionen auf Polen entfallen.

Es bedarf aber der nachdrücklichsten Betonung, daß die Blutschuld, mit der die Nazis unser Volk belastet haben, nicht dadurch um einen Deut geringer wird, daß vielleicht wirklich eine etwas größere Zahl der Ermordung hat entkommen können, als man bisher annahm. Wie hoch immer die Zahl der Opfer sein mag — sie legt uns eine Verpflichtung auf, an die man nicht oft genug mahnend erinnern kann: der Wiederkehr eines neuen Antisemitismus, in welcher Form immer er erscheinen mag, mit aller Macht entgegenzutreten.

Einem Menschen vertrauen heißt an die Wahrheit glauben, der man dienen kann, die Wahrheit, die nicht von unsern Gnaden, sondern von deren Gnaden wir bestehn.

Martin Buber

YISRAEL

Die Kelter, die euch preßte,
lag schwer in Jahwes Hand,
nun sammelt das Volkes Reste
ihr zwischen Felsen und Sand.

Im Auge die Wüstenrauer
und der Jahrtausende Leid —
die Welt eine Klagemauer
vor der verheißenen Zeit.

Euch Unbehausten, Uralten,
von fremder Schuld zerstört,
gilt, Salz der Welt zu halten
im Wort, das euch gehört.

Wo vor dem Wanderstamme
der Dornbusch sich verzehrt,
daß mit der Glut der Flamme
sein Spruch sich zu euch kehrt,

der euch aus Gruft und Krypten
wieder zum Lichte zog:
ein anderes Ägypten
erneut den Dekalog.

Die Blutspur eurer Hasser
wusch Strom der Tränen hell
wie einst das bittre Wasser
aus angeschlagenem Quell.

Dies Volk, das die Geschichte
mit keiner Qual verschont
und das noch im Gerichte
im Mantel Gottes wohnt.

Karl Schwedhelm

Idealismus — ein deutsches Mißverständnis

Einer der entschiedensten deutschen Idealisten war Palmström, „weil, so schließt er messerscharf, nicht sein *kann*, was nicht sein *darf*“. Er schließt das in Morgensterns tiefsinnigem Poem „Die unmögliche Tatsache“. Sollte dieser Vers nicht eine delikate Parodie auf den König aller idealistischen Philosophen sein, auf Georg Wilhelm Friedrich Hegel? Denn als Hegel einmal gefragt wurde, was er dazu sage, daß sein imposantes Denkgebäude offensichtlich doch manchmal nicht mit der Wirklichkeit übereinstimme, antwortete er . . . Doch diese Antwort ist ein so schöner Beleg für die These, der Idealismus sei ein deutsches Mißverständnis, daß sie dem verehrten Leser bis zum Schluß dieser Betrachtung vor-enthalten werden soll.

Fritz Mauthner schreibt in seinem Philosophischen Wörterbuch, es gebe heute kaum zwei Menschen, die dasselbe unter Idealismus verstünden. „So bunt der Begriff Idee schillert, so auch die Ableitung Idealismus. Die französische *idée* muß man je nach den Umständen übersetzen mit Begriff, Vorstellung, Bild, oder mit Gedanke, Einfall, oder mit Meinung, Plan, oder gar mit Entwurf, Skizze.“ Mauthner spricht schließlich von dem interessanten und langen Weg, den die platonische Idee zurückgelegt habe bis zu der Antwort: „Eine Idee!“ auf die Frage: „Soll ich Ihnen Kognak in Ihren Kaffee gießen?“ Soviel zur philosophischen Begriffsbestimmung. Uns Deutsche nun verbindet eine unglückliche, ja lebensgefährliche Liebe mit diesem schillernden Begriff Idealismus. Wir haben in besonders unglückseliger Weise das metaphysische Streben im Idealismus überspannt. Leidenschaftlich-tragisch beehrten wir immer wieder das Letzte, Unmögliche: die totale Einheit des jenseitig Absoluten mit dem diesseitig Relativen. Sehen wir an einigen Beispielen, wie jene Geisteshaltung beschaffen ist, die wir gern „unseren Idealismus“ nennen und die in Wahrheit einem Mißverständnis von der Aufgabe und den Möglichkeiten des menschlichen Verstandes entspringt.

Der „Rottenführer“ N., ein Mann in mittleren Jahren, war eine Säule des SA-Standartenmusikzuges seiner Heimatstadt L. Jeden Sonntag erschien er pünktlich mit blitzblank geputzter Tuba zum Dienst. Seiner Frau gefiel dieser Eifer weit weniger als dem Standartenmusikzugführer. Sie murrte, weil er immer weniger Zeit für sie und die Kinder hatte und weil er, sonst ein sparsamer, ordentlicher Mensch, immer höhere freiwillige Beiträge in die Standartenkasse und in den Ortsgruppenfonds zahlte. Sprach sich Frau N. ihrer Nachbarin gegenüber aus, endete das regelmäßig mit dem halb entschuldigenden, halb stolzen Seufzer: „Er ist halt ein Idealist.“

Der Fall wäre uninteressant, wenn Rottenführer N. aus naiver Freude am Marschieren, am Tubablasen und am gemeinschaftlichen Biertrinken jeden Sonntag die braune Uniform angezogen hätte. Das alles machen manche Familienväter in mittleren Jahren auch außerhalb Deutschlands gern. Aber Rottenführer N. war „wirklich ein Idealist“. Sein „Dienst“ war ihm heilig; das liebevolle Polieren seines Instrumentes war ihm eine weihevolle Vorbereitung; die Beiträge und die Spenden fürs Winterhilfswerk wertete er als ein echtes Opfer; wenn er marschierte und blies oder blasend marschierte, öffnete sich seine Seele in dem unbestimmten Gefühl, teilzuhaben an einer erhabenen Idee, an einer allumfassenden Totalität und dem Absoluten, wie er es sah, näher zu sein.

Ein anderes Beispiel: Vor einer deutschen Spruchkammer hat sich der ehemalige SS-Mann Otto P. zu verantworten. Der Richter möchte das Motiv herausbringen, das diesen offensichtlich ehrlichen und anständigen Menschen bewogen hat, freiwillig in die SS einzutreten. Alle Fragen des Richters werden letzten Endes mit dem gleichen Argument beantwortet: „Ich tat es aus Idealismus.“ „Und wie wollen Sie es rechtfertigen“, fragt der Richter, „daß Sie im November 1938 bei den Ausschreitungen gegen jüdische Geschäfte nachweisbar aktiv beteiligt waren?“ Die Antwort: „Nach allem, was ich heute weiß, kann ich es nicht rechtfertigen. Aber ich tat auch das aus Idealismus, nicht aus Haß und auch nicht bloß, weil es befohlen war.“ Schließlich fragt der Richter: „Und wenn Sie nicht durch Ihre Verwundung schon kurz nach Beginn des Krieges wieder ins Zivilleben zurückgekehrt wären, wenn man Sie den Truppen zugeteilt hätte, die das Warschauer Ghetto zu liquidieren hatten, hätten Sie dann auch — aus Idealismus . . .?“ Otto P. bittet nach reiflicher Überlegung, diese Frage nicht beantworten zu müssen.

Was in diesen beiden Fällen „Idealismus“ genannt wurde, gehört zu einem „Kernspruch“, der gern in Werkkantinen und Soldatenheimen in gotischen Lettern an die Wand geheftet wurde: „Deutsch sein heißt, eine Sache um ihrer selbst willen tun.“ Rottenführer N. und SS-Mann P. traten einer politischen Partei bei, nicht so sehr, weil ihnen die praktischen, realpolitischen Ziele dieser Partei gerecht und vernünftig erschienen, sondern vielmehr, weil diese Partei eine „Weltanschauung“ zu bieten hatte. Hier beginnt das Mißverständnis.

Wir Deutschen waren immer mit besonderer Leidenschaft der Metaphysik, der Gottsuche, ergeben. Mystik, Romantik, Musik sind für uns — cum grano salis verstanden — so kennzeichnend wie für die Romanen Rationalismus, Geschmack und Witz und für die Angelsachsen praktischer Sinn und Lebensklugheit. Die Abwertung der Religion im Laufe der letzten Jahrhunderte, die Seelenlosigkeit der Zivilisation, die „Entzauberung der Welt“, wie Max Weber es nannte, mußte darum gerade uns in eine besonders schwere Krise stürzen. Eine übertriebene Sehnsucht nach einem neuen inneren Mittelpunkt machte uns weitgehend unzurechnungsfähig. Es trifft zu, daß wir gern eine Sache um ihrer selbst willen tun. Leider, denn so berechtigt die sittliche Forderung ist, nicht immer nur den eigenen Nutzen im Auge zu haben — man muß darum nicht einer endlich als schädlich erkannten Sache — um ihrer selbst willen — bis in

die Zerstörung aller Werte hinein treu bleiben. Shaw hat einmal geschrieben: „Die Deutschen haben viele Vorzüge vor den andern Nationen Europas, aber eine große Schwäche: sie treiben jede gute Sache so weit, bis eine böse Sache daraus wird.“

Wenn es richtig ist, daß Hitlers Nationalsozialismus als die neue große Diesseitsreligion aufgefaßt wurde, die alle metaphysischen Bedürfnisse zu befriedigen versprach, dann war es folgerichtig, wenn Rottenführer N. das Polieren seiner Tuba wie eine weihevoller Vorbereitung für den „heiligen Dienst“ in Reih und Glied empfand, mochte er sich das auch bewußt nicht eingestehen. Otto P. ging zur SS, weil ihm hier eine Weltanschauung geboten wurde. Andere Motive, die schöne Uniform etwa, der herztörende Ton eines Männerbundes, wirtschaftliche, soziale Vorteile mögen äußerlich im Vordergrund gestanden haben — letztlich war es ein Gefühl religiöser Art, das ihn trieb. Als guter Deutscher wollte er all sein Handeln einem Glaubensziel unterordnen. Er wollte ein Leben aus einem Guß. Glauben, Denken, Tun sollten im Einklang miteinander stehen. Seine Partei vertrat laut Führerreden und Schulungsbriefen eine idealistische Weltanschauung; folglich mußten alle ihre Handlungen gut und richtig sein. Kleine Fehlschläge und Ungerechtigkeiten, später auch größere, waren entschuldbar, weil es ja darum ging, „der Idee“ zum Siege zu verhelfen. Den Blick auf diese Idee gerichtet, erfüllt von seinem subjektiv sauberen Idealismus, übersah SS-Mann Otto P. die Wirklichkeit.

Das Streben nach dem Absoluten, das Zwiegespräch mit der Unendlichkeit ist gewiß nicht überflüssig. Für wen es etwas „Höheres“, ein „oberes Leitendes“, wie Thomas Mann sagt, nicht gibt, der lebt nicht menschlich. Wer aber andererseits über dem Zwiegespräch mit diesem „Höheren“ alles vergißt, was er hier und jetzt zu leisten hat, wer gar um dieses „Höheren“ willen bereit ist, Verbrechen zu begehen, der lebt auch nicht menschlich. Als Otto P. in jener „Kristallnacht“ 1938 den ersten Stein in das Schaufenster eines jüdischen Geschäftes schleuderte, tat er den manchmal sehr kleinen ersten Schritt vom Idealismus zum Fanatismus. Jetzt enthüllte sich sein Ideal als Idol; in diesem Augenblick hätte er erkennen sollen, daß sein Gott ein Götze war, denn nur Götzen dürsten nach dem Blut Unschuldiger. Die Systeme eines tyrannischen „Idealismus“ scheiden die Menschen in Henker und Opfer und lassen keinen Raum für eine skeptische Geisteshaltung, deren Praxis Toleranz heißt.

Eine vernünftige Skepsis, die zunächst nur der Erfahrung traut, für die „unmögliche Tatsachen“ tatsächlich unmöglich sind, würde etwa sagen: „Kein politisches Prinzip ist so heilig, daß es nicht verworfen werden könnte, wenn es zu untragbaren praktischen Folgen führt. Und es bestehen unter den Menschen weit einheitlichere Ansichten darüber, was tragbar oder untragbar ist, als über die einfachsten Grundsätze der Metaphysik oder der Religion“ (Sidney Hook).

Kein Idealismus kann uns das Paradies wiederbringen, das Leben aus einem Guß. Dies für möglich zu halten, ist ein verhängnisvolles Mißverständnis. Es ist ganz besonders ein deutsches Mißverständnis. Die menschliche Existenz bleibt tragisch gespalten, und so grausam es erscheint — sie klafft um so tiefer und unheilbarer auseinander, je leidenschaftlicher wir

eine diesseitige Totalität anstreben. Es ist jene teils rührende, teils lächerliche, in Wahrheit aber gefährliche Borniertheit des Idealisten, die Morgenstern in seiner „Unmöglichen Tatsache“ lebenswürdig spottend treffen will. Palmström gerät immer mehr in eine völlig absurde Vorstellungswelt, in der nur noch sein kann, was sein darf. Und hierher gehört auch Georg Wilhelm Friedrich Hegels Antwort auf die Frage, was er denn dazu meine, daß seine Spekulationen, sein mächtiger Gedankenbau doch zuweilen mit der Wirklichkeit, mit der Natur recht wenig übereinstimme: „Um so schlimmer für die Natur!“

Vor 80 Jahren in der Deutschen Rundschau

Wie kommt's, daß „Times“, „Daily News“ und „Pall Mall Gazette“, um nur die drei vornehmsten Organe der Tagespresse zu nennen, allmorgentlich lange Spalten mit telegraphischen Berichten über die Versailler Kammersitzungen, ja, über Pariser Leitartikel bringen, während z. B. die gesetzgeberische Umwandlung Deutschlands von 1867—1873, vielleicht eine der bedeutendsten Evolutionen der Weltgeschichte, nirgends eingehend besprochen, ja kaum vorübergehend erwähnt worden? Denkt man jedoch einen Augenblick über die Sache nach, so wird man bald eine Menge von Erklärungsgründen entdecken, deren einer schon hinreichte, und welche zusammengenommen die auffallende Erscheinung als eine ganz natürliche hinstellen. Und da müssen wir denn, um gerecht zu sein, vor allem die Natur selber des französischen Geistes und Wesens nennen und mit Julian Schmidt wiederholen: „Es ist wahrlich nicht schwer, die Fehler dieser lebenswürdigen Nation herauszufinden; schwer ist es aber, sie nicht zu lieben, wenn man sich etwas ernstlicher mit ihr beschäftigt.“ Auch können die feineren Formen, mit welchen Naturanlage den Franzosen ausgestattet und die ein alter Wohlstand ihm zu pflegen erlaubt hat, dem so streng auf äußere Sitte haltenden Britten nur wohlthuend sein, wenn sie auch seinem undemonstrativen Sinne manchmal etwas übertrieben, ja sogar ein klein wenig lächerlich vorkommen mögen. Der dramatische Charakter der französischen Zeitgeschichte, die stets nur vierte Aufzüge zu haben scheint und, gleich gewissen modernen Schauspielen, gerade wenn die Lösung unabwendbar scheint, den Knoten immer wieder von neuem schürzt, die Kunst der Inszenirung und die schöne Diction der Spieler, welche nie fehlen und dem gerade aufgeführten Stücke, so verbraucht auch Gegenstand, Grundgedanke, ja Situationen sein mögen, stets neue Anziehungskraft leihen; die verwandte, leichtverständliche Sprache, die geographische Nähe — ist doch Paris so nahe als Edinburg — alles das trägt dazu bei, die Neugierde des englischen Publicums für französische Dinge rege zu halten . . .

*(Jahrgang 1, Heft 4. Professor Karl Hillebrand:
„Französische Zustände und Englische Beobachter“)*

Der Erzähler Edzard Schaper

In einer Zeit der aufgerissenen und blutenden, der vermauerten und tödlich-schweigsamen Grenzen ist es nicht verwunderlich, wenn ein Dichter wie Edzard Schaper, der an vielen Grenzen aufwuchs und viele durch sein Inneres gehen fühlte, ergreifende Symbole des Menschen an der Scheide von Licht und Dunkel schafft. Diese Symbole wirken in ihrer eigenartigen äußeren Kühle und Ruhe um so nachhaltiger, als sie in zunehmendem Maße jenes Licht ausstrahlen, das er in einer seiner späteren Novellen den „Stern über der Grenze“ nannte. Edzard Schaper, der baltendeutsche Erzähler, gehört heute zu den eigentümlichsten und selbständigsten religiösen Erzählern, und seine Einordnung stößt auf allerlei Schwierigkeiten. Er hat in Wort, Geste und Thematik kaum etwas mit dem oft „existentialistisch“ genannten christlichen Roman der Gegenwart zu tun. Er bemüht sich nicht, das Heilige im Menschen durch Überblendung teuflischer Leidenschaften schärfer ans Licht treten zu lassen, er kennt nicht den paradoxalen Genuß und den antibürgerlichen Affekt mancher der heutigen christlichen Romanschriftsteller, welche die Schule Péguys und Léon Bloys nicht vergessen können und sich mit François Mauriac, Graham Greene und Elisabeth Langgässer im Grunde immer noch an Bernanos' „Sonne Satans“ dichterisch erwärmen und entsetzen.

Schapers Erzählungen erringen für ihren religiösen Gehalt Aufmerksamkeit und Bewunderung aus anderen Gründen. Vermutlich vor allem eben dadurch, daß es sich in den meist im Osten spielenden Romanen und Novellen tatsächlich um etwas ganz anderes, sehr Persönliches, Neuartiges und zugleich gemeinhin Gültiges handelt. Wenn Schaper den Menschen in der äußersten Not der glaubenslosen Nacht des Ostens zeigt, führt er den Menschen nur in diese entfernte Welt, um ihn dort seiner eigenen Not, seiner Bedrohung und seiner einzigen Hoffnung gegenüberzustellen. So außerordentlich und fremdartig Stil und Gehalt anmuten, sie verraten sich als Siegel einer längst gegebenen und nun wiederum höchst aktuellen Welt, in der nur eine Frage gilt: wie besteht der Christ vor der entchristlichten und entmenschten Welt? Wie oft scheint er in Schapers Werken zu versagen, sich zu verlieren, in der Niederlage unterzugehen! So wie sich in den Titeln schon die „Grenze“ verrät, die „Linie“, hinter welcher der Abgrund jäh in die Tiefe stürzt, so künden sich in ihnen auch die äußere Niederlage und der innere Sieg des Gläubigen immer wieder an, sei es in der „Sterbenden Kirche“, dem „Letzten Advent“ oder der „Freiheit des Gefangenen“ und der „Macht der Ohnmächtigen“. So könnte man diese beiden Themen, die Grenze und den inneren Sieg des

in der Welt zerbrechenden Gläubigen, als die tragenden Motive des Schaperschen Werkes erkennen, zwei Themen, die jeweils ineinander verschlungen, in anderer Gestalt abgewandelt und mit einem dritten Thema, dem des „Menschen in der Zelle“, vieldeutig und beziehungsreich verbunden werden.

Dies alles liegt im merkwürdigen, zäh erarbeiteten Leben Edzard Schapers zu einem großen Teil vorgezeichnet, zumal da eben der dichterische Beruf wohl selten gegen so schwere Opfer von einer unpoetischen Welt eingetauscht wurde. Der heute Sechszwanzigjährige erblickte schon mit der Welt die Grenze: als Sohn eines Offiziers in der deutschen Grenzgarison Ostrowo geboren, wächst er im Umkreis des friedlichen und kriegerischen Zusammentreffens der deutschen und der slawischen Welt auf, bis er zu einem längeren Zwischenspiel nach dem Ersten Weltkrieg nach Hannover und Westfalen ziehen muß, wo ihm eine karge Zeit des Suchens und Versuchens beschert ist. Theater, erste literarische Gehversuche, Grübeleien und Einzelgängertum bilden seine Welt, die er mit einem jähen Ruck verläßt: Er zieht auf eine dänische Insel, wo er einige Jahre verlebt, wird Matrose und kreuzt im Atlantik bis an die Arktis. Seine alte Heimat, der Osten, mag ihm dabei wieder nähergekommen sein, und so läßt er sich in Reval in Estland nieder, heiratet eine Estländerin, wird estländischer, später finnischer Staatsbürger. Nun hat er als Journalist und Schriftsteller seinen Beruf und den ihm zugeteilten Ort zum Beruf gefunden. (Übrigens war es die „Deutsche Rundschau“, in der der deutsche Leser zum ersten Male mit dem Schriftsteller Edzard Schaper bekanntgemacht wurde.)

Freilich konnte er sich auf diesem heißen Boden europäischer Geschichte nicht dem furchtbaren Geschehen der Zeit entziehen: russische, deutsche und wiederum russische Besetzung mit all ihren diabolischen Schrecken und Verfolgungen, der Abzug der Baltendeutschen unter Hitler, die Judenverfolgungen, die Unterdrückung der baltischen Völker, erst durch diese, dann durch jene rief sein Gewissen auf, und so mußte er vor der Gestapo nach Finnland und vor den Russen am Ende des Krieges nach Schweden fliehen, von wo ihn Schweizer Freunde nach einigen Jahren in die Schweiz holten. Von einer stillen Klause im Wallis aus gehen Schapers Gedanken jedoch immer wieder in jene dunkle, reiche und von schwersten Geisteskämpfen erfüllte Welt des Baltikums.

Will man vom Atem dieser Welt erfaßt werden und zugleich einen Inbegriff von Schapers eigentümlicher Erzählkunst erhalten, dann gibt es keinen sichereren Weg als die Lesung seines umfangreichsten Romans „Der Henker“, der, 1940 erstmals erschienen, nicht sein Erstling und gewiß auch nicht sein stärkstes Werk ist. Durch eine große dichterische und religiöse Entwicklung hat sich Schaper über diesen Roman hinausentwickelt. Aber als Ausgangspunkt seiner dichterischen Existenz und Symbol seiner vorgegebenen Bedingungen verliert er nicht die Kraft eines starken Zeugnisses. Die großartigen Schilderungen der baltischen Landschaft, der baltischen Bauern- und Arbeiterwelt, der deutschbaltischen Herren und der russischen Herrschaft, all dies bildet einen in dunklen Farben und Tönen gehaltenen Hintergrund für eine ganze Reihe späterer,

im selben Raum spielender Erzählungen. Der „Henker“, ein junger baltischer Edelmann, der als russischer Offizier in diese seine schwergeprüfte Heimat beordert wird, um Aufständische zu richten, die im Grunde seine Landsleute und Brüder sind — dieser Henker fühlt sich rettungslos verwickelt in unentwirrbare Spannungen nationaler und sozialer Art, da sich in einem bestimmten Maß die gegensätzlichen Bezirke in ihm selbst überschneiden. Ungewollt wird er zum „Henker“, ohne es zu sein, und in einem kaum bewußt gefaßten Entschluß findet er keine andere Sühne, als diese furchtbare Rolle in Ergebnisheit zu Ende zu tragen. Obwohl dieser Roman noch keinen unmittelbaren religiösen Schluß aus dem Geschehen zieht, wird die eschatologische Spannung in der fortschreitenden Handlung in steigendem Maße fühlbar. Überflüssig zu sagen, daß der „Henker“ im Ertragen dieser Lage in einem ergreifenden Sinn schon jenen Menschen an der Grenze zeigt, der das Werk Schapers nicht mehr verläßt. Doch würde man Schaper eben nicht verstehen, sähe man in dieser „Grenzfrage“ das Problem abstrakten existentialistischen Daseinsverständnisses, dem der besondere Raum und die besondere Zeit gleichgültig werden. Gerade im „Henker“ offenbart sich Schapers Bindung an die Welt des europäischen Ostens, im Zusammentreffen verschiedener Welten, die er mit einem an der Oberfläche kühlen und gemessenen, im Innern jedoch vor Erregung zitternden Willen nach Verständnis und Erlösung zu durchdringen sucht. So bieten sich die Landschaft des Baltikums nicht als Schablone und die Menschen nicht als Staffage an, sondern als beredte Mitspieler und Zeugen eines zähen Ringens.

Es ist merkwürdig, daß Schaper im „Henker“ das Thema verhalten vortrug und die Szenerie in breitem Rahmen entwarf, während er die religiöse Frage selbst schon fünf Jahre vorher in einer seiner gelungensten Erzählungen mit überraschender Offenheit gestellt hatte. Im selben Raum wird das Ende einer Kirche geschildert, die, vernachlässigt vom gottlosen Staat, von einer kleinen Schar ärmster Christen besucht und von einem heiligmäßigen Priester betreut, schließlich über und mit dem Priester zusammenbricht. Dies ist das klare und untrügliche Motiv seiner innersten religiösen Erfahrung: der gottlose Osten drang an die Schwelle und die Apsis der Kirche heran, schloß sie ein, schnürte sie ab, so daß der Bau stürzt, der letzte Priester fällt. Aber im Fall strahlt die Sicherheit des Sieges.

Es ist ungewöhnlich, daß ein Dichter ein so glänzend gestaltetes Motiv nach Jahren in anderer Form wieder aufnehmen und, nur in den äußeren Ereignissen verändert, auf die gleiche, vielleicht sogar auf noch meisterhaftere Weise abwandeln kann: Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg erschien die Novelle „Der große offenbare Tag“, in der von einer kleinen hölzernen Kirche erzählt wird, in deren Untergang ein junger Mann bekehrt wird, der gerade alles daran gesetzt hatte, diesen Untergang herbeizuführen — in einer straffen Handlung in kargem, bedachtsam und genau gehandhabtem Stil wird ein Gegenstand ohne weitschweifige Betrachtungen und ohne das vorgelagerte Ich des Erzählers zu einer Novelle gestaltet, wie ihresgleichen in der deutschen Literatur der letzten Jahrzehnte nur etwa

bei Thomas Mann, Werner Bergengruen, Gertrud von Le Fort und in einigen Würfeln Stefan Andres' zu finden ist.

Außer in diesen bisher genannten Erzählungen hat nun Schaper die Erfahrung der Grenze und das Thema des zerbrechenden Christen, der in seinem unberührten Glauben der Siegende bleibt, in einer Reihe von Erzählungen und Novellen dargestellt, die in den meisten Fällen an der finnisch-sowjetrussischen oder baltisch-sowjetrussischen Grenze spielen und damit eine ergreifende Aktualität gewinnen. Da zieht, im „Letzten Advent“, der Fortsetzung der „Sterbenden Kirche“, der Diakon allein und wehrlos ins Reich der Atheisten hinein, um seinen Glauben auszusagen. Er geht im Dunkel zugrunde. In der schon erwähnten Weihnachtserzählung „Stern über der Grenze“ findet ein armer Bauer an der sowjetischen Grenze in der Weihnachtsnacht Christus, den Tod — und die Rettung für seine Kinder. In derselben Welt erklingt, melancholisch und doch unverlierbar, „Das Lied der Väter“. In den drei Erzählungen „Hinter den Linien“ berichtet die Titelnovelle von einem Nachrichtenoffizier, der nach Rußland eindringt, um militärische Nachrichten zu sammeln, unter den Zwangsarbeitern auf gläubige Christen stößt — denen er sich in plötzlicher Erleuchtung für immer anschließt.

Gerade an dieser Novelle mag manchem Kenner Schapers aufgefallen sein, wie sich sein erzählerischer Stil mit der Verdichtung des religiösen und geistigen Stoffes gestrafft und geläutert hat und wie er fähig wurde, in dieser strafferen Diktion zugleich feinere Schattierungen der epischen Darstellung anzubringen. Was sich im „Henker“ ankündigte, ist hier verwirklicht: Schaper ist weniger der Dichter des spektakulären Geschehens, auch nicht der Kenner subtiler seelischer Nuancen, vielmehr liegt seine erzählerische Ursprünglichkeit in der Gabe, eine unverwechselbare und gewissermaßen geheimnisvolle Stimmung zu erzeugen, in der die kaum erträgliche Spannung des „Grenz“haften ihre besondere Wirkung ausübt. Schaper hat verschiedentlich dargestellt, in welcher unheimlicher seelischer Verfassung sich ein Mensch befindet, der allein in der Leere das Gebiet des glaubens- und gottlosen Dunkels betritt. In dieser Novelle ist es stärkstes, atemberaubendes Ereignis, obwohl sich äußerlich nichts ereignet. Das Unheilige beherrscht die Luft, betäubt die Sinne, tötet den Sinn jedes Wortes, die „Linie“ vom Menschlichen zum Unmenschlichen ist überschritten, und zugleich wird es möglich, in dieser gläsernen Atmosphäre der Unmenschlichkeit auf den Glauben zu stoßen.

Trotz der offenkundigen Gebundenheit an diese östliche Welt läßt Schaper zwei seiner jüngsten Romane in einer anderen Zeit und an einem anderen Ort spielen: die inhaltlich miteinander verbundenen Erzählungen „Die Freiheit des Gefangenen“ und „Die Macht der Ohnmächtigen“ spielen im Frankreich Napoleons, in einem kleinen Dorf der Bretagne. Ein junger Offizier gerät, im ersten Roman, unschuldig in die Räder der napoleonischen Staatsmaschine, wird verhaftet, peinlich verhört, gequält, seiner Ehre verlustig erklärt und als völlig Gewandelter entlassen. Was war ihm, in der Machtlosigkeit, der Einsamkeit, in den merkwürdigen Gesprächen mit dem Gefängnisgeistlichen, aufgegangen? Etwas von jener übermenschlichen Freiheit, die in der religiösen Erfahrung liegt. Pierre du Molart,

der junge Offizier, zeigt sich zwar als ein Verwandter der baltischen und russischen Priester, die im Untergang ihrer Kirchen ihre Gotteserfahrung bestätigt sehen — aber es ist eine neue Welt, eine neue Umwelt, in der diese Erfahrung errungen wird. Schaper differenziert die Frage. Der Einzelne steht nicht nur dem Unglauben, er steht, gefangen, einem unfasslich klugen und allmächtigen System eines Staates gegenüber, das nur von der Freiheit im reinsten Sinne überwunden werden kann.

Dieselbe Thematik wird in der zweiten Erzählung, „Die Macht der Ohnmächtigen“, fortgeführt und auf erstaunliche Weise zugespitzt. Der Kaplan der vorgenannten Erzählung wird zum Helden im Kampf gegen den napoleonischen Kommissar, einen teuflischen „Funktionär“ eines teuflischen „Systems“, der Machtlose und Reine in unmittelbarer kämpferischer Berührung mit dem anscheinend Allmächtigen und Verworfenen. Nun könnte man meinen, dies sei ein heute viel behandeltes Problem, die allegorische Darstellung des totalitären Regimes, ein neues Werk in der langen Reihe etwa dieser Zeit-, Zukunfts- und Angstromane, in denen der Totalitarismus dichterisch überwunden wird: Koestlers „Darkness at Noon“, Gheorghius „25 Uhr“, George Orwells „1984“, G. von Le Forts „Der Kranz der Engel“, Stefan Andres' „Die Sintflut“ usw.

In diesen Büchern ist das Symbol als Zeitbild und Zeitspiegel gewollt. Schaper geht es um eine von der zeitgeschichtlichen Erfahrung unabhängige Lage, die eine rein religiöse Wurzel hat. Das „System“, gegen das der bescheidene Kaplan mit bescheidenen Mitteln ankämpft, hat keinen politischen oder psychologischen Charakter. Es ist die äußere Erscheinungsform einer dämonischen Macht, gegen die die härteste geistige Anstrengung gefordert wird. Schapers Leistung liegt im sparsamen und dabei schroffen Entwurf dieses Kampfes: auf engster Bühne — einem unbedeutenden Dorf — treten ein junger Geistlicher, ein Kommissar, ein alter Pfarrer und die unterjochte und geschändete Schwester des Kommissars auf. Mit derselben Eindringlichkeit, mit der Schaper die Atmosphäre „hinter den Linien“ des dämonischen Reiches schildert, gelingt es ihm, den sozusagen unterirdisch, in Blicken, Anspielungen, vorsichtigen Reaktionen und vielem Schweigen geführten Kampf darzustellen, ein atemberaubendes Spiel der beklemmenden Luft der totalen Unfreiheit, der totalen Bedrohung, der lauernenden Möglichkeiten abgründiger Schrecken. Der Kaplan hält mit dem gerade noch zureichenden Maß an seelischer Kraft und dem reichen Maß an Glauben aus, obwohl er kein politisches Ziel hat und vom organisierten „Widerstand“ nichts weiß. Er widersetzt sich aus der innersten Natur seines Glaubens und bleibt unbesiegt. Es gibt sicherlich wenig Romane, in der man die Stimmung der totalen Welt so stark verspürt, wenig Romane, die zugleich die Sicherheit jener „Macht“ mitzuteilen vermögen, die den „Ohnmächtigen“ in dieser Lage gegeben ist. Damit erhebt sich dieser Roman weit über massenpsychologische Untersuchungen und politische Allegorik und wird zu einer der erschütterndsten Aussagen über Not und Rettung des modernen Menschen.

Es wäre sehr der Mühe wert, näher darauf einzugehen, inwieweit gerade die klare und gewissermaßen mitleidlose Einsicht in die Not des Heute das echtste Mitleiden enthält und zugleich den Weg aus der Not

aufzeigt. Schaper kennt das Zerbrechen und Untergehen in vielen Formen — man denke z. B. auch an die eigenartige Erzählung „Die Arche, die Schiffbruch litt“, in der vom Eistod einer Menagerie auf einem Schiff im Ostseesturm erzählt wird — ein erschreckendes Symbol — aber immer überlebt der lauterste Kern diesen Untergang. Als Durchgangsstelle zwischen Untergang und Befreiung, Niederlage und höherer Verwandlung erscheint Schaper vor allem in den letzten Erzählungen nicht nur die äußere Einsamkeit — die ja in allen Erzählungen Schapers gewissermaßen zum Attribut der Gläubigen gehört — sondern geradezu die Gefangenschaft, die Zelle.

Die beiden letztgenannten Romane gehen davon aus, und in einer sehr lesenswerten Sammlung „Der Mensch in der Zelle“ hat Schaper die Zeugnisse jener gesammelt, die, von Paulus bis zu dem von Schaper herausgegebenen Tagebuch des norwegischen Widerstandskämpfers Petter Moen, in der Einsamkeit der Zelle ihr Menschsein und ihre eigentliche Freiheit in der übermenschlichen und übernatürlichen Bindung erfahren. Auch hier stellt sich ein sehr geheimnisvoller Zusammenhang mit dem heutigen Menschen ein. Ist die Zelle nicht in einem besonderen Maße Schicksal und Verhängnis von Millionen geworden, ob es nun zum „univers concentrationnaire“ gehört oder zum etwas zynischen „ex captivitate salus“ wird (bei denen nämlich, die diesen Heilsprozeß erst anderen zudachten, bis sie ihn am eigenen Leib zu spüren bekamen), und bildet sie nicht in einem gewaltigen Gebiet der Erde heute noch die Existenzform, der man nur durch eine unbedachtsame Äußerung, ja durch einen geheimen Gedanken oder gar nur durch Zufall verfällt?

Auf eine ganz andere Weise kehrt Schaper also zurück zu Kafkas Ausgangsposition, mit dem Unterschied freilich, daß für Kafka das „Unzerstörbare“ verborgen bleibt und Gott oft nur ein Name für dieses Verborgensein ist, während Schaper an dieser Stelle die Freiheit und Rettung selbst erfährt.

So wird der religiöse Ausgang des Schaperschen Werkes an allen Stellen deutlich. Obzwar er schon 1934 in dem kürzlich neu herausgegebenen Roman „Die Insel Tütarsaar“ vom heimlichen Schatz des Glaubens erzählt, 1935 „Ein Leben Jesu“ schrieb, so nehmen die rein religiösen Erzählungen zu, vor allem auch seit seinem vor wenigen Jahren erfolgten Übertritt zum Katholizismus; abgesehen von den Novellen in „Hinter den Linien“ wären hier die soeben erschienenen Erzählungen „Der Mantel der Barmherzigkeit“ und „Um die neunte Stunde oder Nikodemus und Simon“ zu erwähnen. Doch würde man Schaper nicht in seinem ganzen Wesen kennen, wollte man den Essayisten übersehen, der sich in einem „Finnischen Tagebuch“ und einer „Norwegischen Reise“ bewährt, vor allem jedoch in den Aufsätzen, die in dem Band „Untergang und Verwandlung“ vereinigt sind. Hier rühmt Schaper seine Heimat, die baltischen Länder, in einer ausgezeichneten historischen Skizze und setzt seinem Freunde Mannherheim in einer Gedenkrede ein schönes Denkmal. Es ist ein reiches Werk, das Schaper in immer rascherem Rhythmus geschaffen hat, und man mag erwarten, daß es noch lange nicht seinen Abschluß fand. Allerdings könnte eine Atempause manchen Gewinn an Konzentration,

genauerer Anlage mit sich bringen und hie und da vermeiden, daß es zu Wiederholungen, unerheblichen Abwandlungen bekannter Melodien und zu mühsamem Suchen kommt. Doch dies sei nur am Rande vermerkt. Es bleibt gültig, daß Schaper zu den eigenwilligsten und eigenartigsten, aber auch zu den stärksten Erzählern der Nachkriegszeit gehört.

*

Die in diesem Aufsatz erwähnten Werke Edzard Schapers erschienen im Verlag Jakob Hegner, Olten und Köln, mit Ausnahme der folgenden Werke, die im Verlag der Arche, Zürich, erschienen: „Untergang und Verwandlung“, „Finnisches Tagebuch“, „Norwegische Reise“, „Ein Leben Jesu“ und ebenfalls Petter Moens Tagebuch „Der einsame Mensch“ mit einem Vorwort von Edzard Schaper.

VORSPIEL

Noch fürchtet der Frühling
Die Geigen der Gärten.
Er zupft erst ein Scherzo —
Wie unter Gefährten.

Doch schon schwebt der Amsel
Kadenz im Kühlen.
Du kannst sie hören
Im Grün bei den Mühlen.

Noch spielen die Bäche
Ohne die Bläser —
Doch schon fällt ein hellrer
Ton in die Gräser.

Ernst Günther Bleisch

Das war der „Fackel-Kraus“

Am 28. April 1954 wäre Karl Kraus 80 Jahre alt geworden

Der „Fackel-Kraus“: so nannten ihn, wenn sie überhaupt ihn nannten, die Neckischen, die Zynischen, die Ignoranten. Der „Fackel-Kraus“: das sollte, sofern er nicht totgeschwiegen wurde, wenigstens als Stigma wirken. Sie alle — nicht nur in den Großstädten zwischen Wien und Berlin die paar Enthusiasten der Kraus-Gemeinde — kannten sehr wohl die roten „Fackel“-Hefte, die seit 1899 erschienen waren, dreimal, viermal im Jahr, recht unregelmäßig, nie vom Kalender, stets vom Ereignis, vom Erlebnis kommandiert; seit ihrem ersten Wort in die Tiefe, niemals in die Quantität zielend; aufreizende, aufwühlende, bisweilen jedoch sehr zarte, immer aber und überall im geistigen Raum — dort freilich zumeist gleichsam hinter verschlossenen Türen — diskutierte, leidenschaftlich umstrittene, umkämpfte Nummern einer Zeitschrift, deren Herausgeber und fast ausnahmslos einziger Autor der impressionabelste, der wachste Geist der Epoche, in Wahrheit der legitime Zeit-Geist war; ein spontan reagierendes Temperament, ein wortmächtiger, ein sprachbesessener Kämpfer, ein Streiter, und ein Prophet.

Seine „Fackel“ wurde entzündet in der Wiener Hinteren Zollamtsstraße. Dort flackerte ihre Glut. Dort wurde sie angefacht zur Flamme, die weithin auf den Gipfeln Europas leuchtete, ein unverwechselbares Fanal, ungeduldig erwartet, mit fanatischem Eifer von den Wenigen, von der kompakten Majorität mit zweifelnder Neugier, mit Vorbehalten, und mit Furcht. Sie war einmalig in jedem Sinn, in jeder Deutung. Es gab, und heute gibt es keine zweite Fackel wie diese. Das wußte man während ihrer Jahrzehnte hüben und drüben, bei den Freunden und bei den Feinden. Eine dritte Kategorie existierte nicht. Karl Kraus wurde geliebt, oder er wurde gehaßt. Eine andere Haltung vor ihm war kaum möglich; hinter der Leistung bedingten es die granitnen Konturen seiner Persönlichkeit. Ein Pamphletist größten Formats ist er gewesen. Ein Zeitkritiker höchsten Ranges. Ein Ironiker, ein Satiriker und, im Angriff und in der Gestaltung, ein faszinierender Sprachformer. Ein Wortkünstler ohne gleichen. Ein Riese der Aussage. Ein Humanist von exemplarischer Gesinnung. Einer, der kompromißlos Partei ergriff, für und gegen. Ein restlos Unabhängiger, unbestechlich auch vor Freunden und Bewunderern, die oft genug, von seiner Objektivität enttäuscht, ihre unechte Wesensfarbe unterm Zwang seines enthüllenden Blicks dekuvierten.

Ein Monomane, mit allem Glanz und ohne Bedenken vor den Schatten solchen absoluten Daseins. Ein Generalanwalt der Gedrückten, der un-

schuldig Leidenden; deshalb einerseits ein Trost, eine Hoffnung, eine oft rührend bedankte Erfüllung, andererseits eine Plage. Ein Bekenner und ein Fechter, in der einen Hand das Strahlenbündel, in der anderen Hand das Schwert.

Als Karl Kraus vor siebzehn Jahren starb, in Wien, anderthalb Jahre vor Hitlers Einbruch in die österreichische Heimat — da hatte er das Glück erfahren, in der dünnen Region der europäischen Elite genau erkannt zu sein. Beileibe aber war's nicht sein Unglück, sondern ein elementares, ein nie versagendes Animo, daß die anderen ihn nicht erkennen wollten, ihn verkennen mußten, jene dicke Mehrheit der Neckischen, der Zynischen, der Ignoranten. Ihre Wut provozierte er geradezu und sehr bewußt. Exakt dort, wo sie mit gutem Grund täglich ihre Souveränität demonstrierten, an der formidablen Front, wo sie sich unverwundbar fühlten, wo sie eine unbezwingbare „Sechste Großmacht“ repräsentierten, wo hinter einem Hochgebirg aus Zeitungspapier, hinter einem Ozean aus Druckerschwärze, hinter kriegsstarke Batterien großkalibriger Rotationsmaschinen ihre Immunität verbürgt schien, ihre Unangreifbarkeit und erst recht ihre Unbesiegbarkeit, genau dort legte er das Feuer seiner Fackel an: an der Tagespresse.

Er kannte sie an Kopf und Gliedern, ihre Resonanz und ihre Macht. Weder erstaunt war er noch gar betrübt, wenn sie sich auf ihre Weise wehrte: zumeist mit verkapptem, selten nur mit laut sich offenbarendem Ressentiment. Nichts anderes erwartete, versprach sich mit hellem Hirn der singuläre Aggressor von der pluralen Übermacht. Er wußte, was er tat, was er erhoffen durfte, als er in der „Fackel“, dann in massiven Bänden, die Presse attackierte; als er schrieb: „Sagt es der Hausknecht, wird er von der Herrschaft ausgelacht oder davongejagt. Steht es gedruckt im Blatt, genau das nämliche, ist es die öffentliche Meinung, wird ehrfürchtig respektiert, und dieses aus keinem anderen Grund als dem, weil es sich nicht akustisch, sondern optisch äußert, und weil die Herrschaft zum Abonnementspreis sich die Zeitung hält.“

Welch anderes Echo hätte er hören mögen, als er während des Ersten Weltkriegs sagte: „Eine allseitige Friedensbedingung wird den Tag festsetzen müssen, an welchem gleichzeitig in sämtlichen Staaten auf offenem Markt vor den auf Tribünen sitzenden Invaliden die Kriegsslyriker und alle, die mit dem Wort zur Tat mitgeholfen haben, dadurch von ihr befreit waren und ihre schmäbliche Rettung nicht allein mit dem Ruin anderer erkaufte, sondern noch mit Gewinn belohnt sahen, zusammengetrieben und ausgepeitscht werden.“ Was anders denn erhoffte er, als er hundertmal zitierte: (Kierkegaard:) „Gott im Himmel weiß: Blutdurst ist meiner Seele fremd, und eine Vorstellung von einer Verantwortung vor Gott glaube ich auch in einem furchtbaren Grade zu haben: aber dennoch, dennoch wollte ich im Namen Gottes die Verantwortung auf mich nehmen, Feuer zu kommandieren, wenn ich mich zuvor mit der ängstlichsten, gewissenhaftesten Sorgfalt vergewissert hätte, daß sich vor den Gewehrläufen kein einziger anderer Mensch, ja auch kein einziges anderes lebendes Wesen befände als — Journalisten!“ (F. von Wrangel:) „Auf dem

Glauben der naiven Leser, daß die Zeitung mehr weiß als sie selbst, be-
ruht der Einfluß der Presse. Ihre stetig wachsende Macht wird durch keine
entsprechende Verantwortung in den gehörigen Schranken gehalten. Eine
viel gelesene Zeitung kann eine falsche Nachricht, ein Gerücht, in die Welt
senden, welche die unheilvollsten Folgen für Millionen von Menschen hat,
ohne daß sie dafür eine entsprechende Verantwortung trägt. Die jetzt be-
stehende Freiheit des Lügens muß aufhören.“ (Richard Wagner:) „Wäh-
rend jeder Zeitungsschreiber in der Regel nichts anderes repräsentiert als
das verkommene Literatentum oder das verunglückte reine Geschäfts-
wesen, bilden viele, oder gar alle Zeitungsschreiber zusammen die ehr-
furchtgebietende Macht der Presse.“

Nein: ihre Abwehr enttäuschte ihn nicht. In sein Kalkül war's in rich-
tiger Errechnung einbezogen, daß er „tot-geschwiegen“ werde. Dort
aber, in der Tiefe der Herzen, auf den Höhen des potentiellen Geistes,
präzis dort, wohin er wirken wollte, war er seiner Wirkung sicher. Hat er
jedoch geahnt, daß ganz bald nach seinem Tod — freilich länger nach dem
ihm gewünschten als nach seinem leiblichen Tod — die Tot-Schweiger sich
unversehens wandeln würden in Lebendig-Redner, in Lebendig-Schreiber,
in Lebendig-Drucker? Hat Karl Kraus vermutet, die Tagespublizistik
berge — und verberge nur — die Fähigkeit, die Möglichkeit, dem Toten,
dem zum Tod Verdamnten zu neuem Leben, ja zur Unsterblichkeit zu
helfen? Auch dies hat er gewußt; wie die phänomenale Magie der Drucker-
schwärze war ihm bekannt die natürliche Wandlungsfähigkeit des Jour-
nalisten. Just so erkannte er die wesentlichen Ingredienzien im Zeitungs-
organismus; just darum perhorreszierte er unablässig die Gefahren und
die bösen Folgen.

Nun aber ist es heutzutage zweifellos die Mode, die Auferstehung des
totgeschwiegenen Karl Kraus zu feiern. Haargenau die eifrigsten Toten-
gräber bewähren sich als fleißigste Helfer seiner Neugeburt. Genau besehn
ist es viel weniger eine Renaissance als eine erste plakatierte Kraus-Nais-
sance. Zum erstenmal sind Bücherhändler, die breite Zunft, ist die
Kundschaft von den Kraus-Essays, Kraus-Hymnen angereizt, wenigstens
— da die „Fackel“ nicht mehr aufzutreiben ist — seine Bücher zu besorgen.
Neue Editionen werden angekündigt, und nachdem das Publikum viel
Löbliches gelesen hat, jedoch die wahre und die ganze Wesenheit des Neu-
Geborenen dem schmalen Feuilleton nicht entsteigen sieht, sind manche
Subskriptionslisten dicht gefüllt. Am Ladentisch indes ist immerzu die
Frage zu vernehmen: Wer ist das eigentlich, Karl Kraus? (Vom „Fackel-
Kraus“ ist heute keine Rede mehr.)

Hinterlassen hat der Schriftsteller Karl Kraus die Bücher: „Die chine-
sische Mauer“, „Sittlichkeit und Kriminalität“, „Sprüche und Wider-
sprüche“, „Pro domo et mundo“, „Untergang der Welt durch schwarze
Magie“, „Weltgericht“ (2 Bände). Der Dramatiker Karl Kraus: „Die letz-
ten Tage der Menschheit“, „Die Unüberwindlichen“, „Traumstück“ und
„Traumtheater“, „Wolkenkuckucksheim“. Der Satiriker, der Parodist
Karl Kraus (der stets auch den Schriftsteller, den Dramatiker begleitet):
„Literatur“, „Die Ballade vom Papagei“. Der Lyriker Karl Kraus: neun

Bände „Worte in Versen“. Die imposanten, die göltigen Kapitel „Zur Sprachlehre“, die in dem Band „Zur Sprache“ neu erscheinen: sie schrieb der exemplarische Sprachgelehrte, der legitimierteste Germanist, der enthusiastische Kündler und Deuter der deutschen Sprache, zugleich der berufenste Entrümppler der zum Rotwelsch und zum Kauderwelsch entarteten Diktion; der unversöhnliche Feind der Sprachverhunzer sämtlicher Gattungen und jeder, insbesondere jeder literarischen Branche; der energischste Widersacher der damals debutierenden Sprachverschrumpfer, der Sprachverkrüppler, die — um Zeit und Geld zu sparen — das nobelste Kulturgut schänden, indem sie vom Wort die Arme und Beine amputieren; kurzum: Kampf war angesagt der Gewerkschaft, der Gefolgschaft unserer Sprach-Lokführer, die hemmungslos die Sprach-Lok zu den hundert RWE-Stationen fahren, zu den Haltestellen namens TSB, OBJ, GLA, markiert von tausend gleich geheimnisvollen Zeichen aus ihrem Hieroglyphen-Code; die über „Kö“ und „Kudamm“ rasen und schließlich landen an dem Ziel, das — ungekürzt — Endstation Schwindsucht heißt.

Das unvergeßbar persönliche Erlebnis war Karl Kraus am Vortragstisch der deutschen und der österreichischen Städte. Das war der Sprecher Karl Kraus, der Künstler. Da stand er vor seiner Gemeinde, ein äußerlich nur wenig begünstigter Mensch, in einer Atmosphäre, die fühlbar, fast greifbar geladen war mit Hochspannung. Diese Abende, diese Ereignisse gab es nicht in unsrer Zeit vor Karl Kraus und nicht neben ihm. Eine Stimme, die eine Posaune war, und eine Orgel, und eine Schalmei. Hinter den scharfen Gläsern schoß hervor der Blick, der ein Wetterleuchten war, und dann ein großes Gelächter. Eine linkisch unterstreichende Hand. So formte sich aus Sprache, Blick und Geste ein faszinierender Kläger, ein Ankläger der unheilswangeren Epoche, ein forensischer Gigant. Gerichtstage sind es gewesen. Das Programm — man möchte sagen: die Tagesordnung — war Abrechnung. Neben ihrer rhetorischen Gewalt, ihrer dialektischen Schlagkraft schrumpfte die legitime Justiz zur Lappalie, zum Gezänk um unwesentliche Objekte. Wo Karl Kraus sprach, ging es um die fundamentalen kulturellen, sozialen, politischen Probleme. Wo Karl Kraus plädierte, wurde die Szene geradewegs zum Welttribunal.

Auf dem nämlichen Podium jedoch erstand, gestaltet mit der nämlichen Stimme, dem nämlichen Auge, der nämlichen linkischen Hand: Shakespeare. Beispielhaft blendete die Tragödie auf, beispielhaft die Komödie, beispielhaft dieses von ihm so genannte „Theater der Dichtung“. Der Schaubühne ist Karl Kraus verbunden gewesen, sie hatte ihn sich verpflichtet schon damals, als — im Juni 1905 — Frank Wedekind ihm aus München schrieb: „Die Aufführung der ‚Büchse der Pandora‘, die Sie mit Aufbietung so großer künstlerischer Arbeit und einer Energie ins Werk setzten, um die ich Sie stets beneiden werde, ist ganz ohne Zweifel einer der bedeutungsvollsten Zeitpunkte in der Entwicklung meiner literarischen Tätigkeit. Der uneingeschränkte Beifall, der der Vorstellung folgte, löste bei mir ein Empfinden der seelischen Erleichterung aus, für das ich wohl Zeit meines Lebens Ihr Schuldner bleiben werde.“

Das war nach einem der ersten Theatertriumphe des noch unerkannten, unverstandenen, von einer königlich preußischen Zensur und ihren schreibenden Heloten arg schikanierten Wedekind. Seine Wiener Protagonisten, von Karl Kraus für das Werk gewonnen und von ihm geführt, hießen: Albert Heine, Tilly Newes (die spätere Tilly Wedekind), Adele Sandrock, Anton Edthofer, Egon Friedell, Arnold Korff, Ida Orloff. Im Mai 1906 schrieb Wedekind: „Lieber Herr Kraus, würden Sie sich von einer Aufführung des ‚Totentanz‘ in Wien einen Erfolg versprechen? Die Besetzung wäre: Casti Piani — F. W.; Elfriede von Malchus — Adele Sandrock; Lisiska — Tilly W.; Herr König — Karl Kraus. Herzliche Grüße aus Nürnberg.“ Nur Karl Kraus erschien Wiens Schauspielern und Seminaristen mit der Legitimation ausgestattet, sie vor sein Pult zu laden — vor sein „Theater der Dichtung“ — um sie zu lehren, wie der „Lear“ zu spielen sei. Hier hat er Goethes Lyrik gesprochen. Hier hat sein „Ensemble“ — das aus einem einzigen Akteur, Karl Kraus, bestand — in seinen „Décors“ — ein Stuhl, ein Tisch, eine Lampe — den originalen „Faust“ gestaltet und Goethes „Pandora“. Nestroy, den die Theaterdirektoren für „verstaubt“ gehalten haben, für „tot“, wurde zur lebendigen Sensation. Offenbach wurde erneut entdeckt: in orthodoxer Treue wurden sein Witz und sein Klang eine begeisternde Verzauberung. (Freilich raufte sich Karl Kraus die Haare, als er sah, daß er eine Offenbach-Renaissance verschuldet hatte, die auf hundert deutschen Bühnen einen frech „bearbeiteten“, einen aktualisierten „Orpheus“ und gar eine rumbatanzende „Helena“ produzierte.) Sprach Karl Kraus jedoch Hauptmanns Märchen von „Hannele Matterns Himmelfahrt“, so war’s, als erlebten wir das oft geschaute, das geliebte Werk zum allerersten Mal. Das war bestes, größtes, unvergleichliches Theater, das in Wahrheit kongeniale Theater der Dichtung.

Im Herbst 1933 schrieb Karl Kraus diese Verse:

Man frage nicht, was all die Zeit ich machte.
 Ich bleibe stumm;
 und sage nicht, warum.
 Und Stille gibt es, da die Erde krachte.
 Kein Wort, das traf;
 man spricht nur aus dem Schlaf.
 Und träumt von einer Sonne, welche lachte.
 Es geht vorbei;
 nachher war’s einerlei.
 Das Wort entschlief, als jene Welt erwachte.

„Jene Welt“: das war die in Deutschland entfesselte Barbarei. Jetzt, nach zwei Jahrzehnten, siebzehn Jahre nach seinem Tod, sind — wie Karl Kraus es wollte — seine Notizen von 1933 veröffentlicht worden. Sie stehen auf den 309 Seiten in dem Band „Die Dritte Walpurgisnacht“, den der Kösel-Verlag edierte. In der Tat: das gestaltende Wort war entschlafen. „Zu Hitler fällt mir nichts ein“ — auch dies notierte, „da die Erde krachte“, derselbe Karl Kraus, dem zum Ersten Weltkrieg das überdimensionale Drama „Die letzten Tage der Menschheit“ eingefallen war. Vor Hitler, angesichts des unsagbaren Grauens, blieb stumm der Meister

der Sprache. Der öffentliche Schriftsteller reduzierte sich zum privaten Chronisten. Er sah, er hörte, was täglich, nächtlich im Dschungel des Dritten Reiches sich begab. Er schrieb es auf, in Wien — und schwieg in Wien, wo ohne Gefahr noch jahrelang laut geredet werden konnte; doch auf den nachgelassenen Zetteln ist es motiviert, dieses Schweigen, das sehr beredte Schweigen des Karl Kraus. Er traute Hitlers Häuptlingen durchaus den mörderischen Impetus zu, sich grausam für jedes Wort zu rächen, als Repressalie für jeden Satz hundert unschuldige Juden lebendig zu begraben.

Natürlich ist die Chronik nicht zu werten in literarischer Valuta. Der Rezensent, der aussagt, Karl Kraus habe „schon bessere Bücher geschrieben“, mißt mit falschem Maß, wiegt mit schlecht funktionierenden Gewichten. Denn das Kriterium dieser „Dritten Walpurgisnacht“ ist ihre historische Präzision, ihre politische Bedeutsamkeit. Sie ist das echte Geschichtsbuch, der präzise Text des Historikers, der die Wahrheit wußte, weil er sie wissen wollte, der die Teufelei vom genauen Hinsehn kannte und nicht durch konsequentes Wegsehen sich ein Alibi ermogelte. Selbstredend war die sittliche Substanz des Ethikers nicht taub geblieben vor der unbekümmert wütenden Entsetzlichkeit. Selbstredend vibriert in diesen Aufzeichnungen der Zorn des Anwalts, dessen Mission von jeher die Verteidigung war des zumeist von Dummheit, nun von Verbrechern attackierten Geistes. Selbstredend geschieht's in genauer, pointierter Formulierung, wie Karl Kraus die Verantwortlichkeiten stipuliert, wie er daran erinnert — sie, die nichts merkten, „von nichts wußten“ — was sie täglich in der Zeitung lasen, aus dem Mund der Lautsprecher überlaut vernahmen. Nach zwanzig Jahren sind abermals die authentischen Dokumente publiziert, Hitlers, Görings, Himmlers, Streichers Originaldekrete, das Reglement ihrer legislativ und exekutiv beflissenen Lakaien, das millionenfach affichierte Brevier des Teufels, wo alles haargenau — „mit deutscher Gründlichkeit“ — bekanntgegeben wurde: die Auslöschung der Freiheit, die Vergewaltigung des Rechts, die Zerschlagung aller Menschenrechte, die Aufreizung zu Denunziation, Mißhandlung, Diebstahl, Raub, zu jedem anderen Verbrechen, auch zum Mord; Judenboykott und Scheiterhaufen und öffentlicher Schandpfahl und Oranienburg und Dachau und das Treiben der Gestapo: in Wort und Bild, weil's schrecken sollte, war's der Inhalt aller Morgen-, aller Abendblätter; und nichts war ein Geheimnis. Der repräsentative Lyriker, der bei Hitler sich im Siebten Himmel fühlte; die Romanciers, die Essayisten, die Dramatiker des braunen „Schrifttums“; Mitarbeiter, Redakteure, die trotz besserer Herkunft sich zu — freilich gut-besoldeten — Knechten degradierten; die Maler, die in allen Farben die Glorie eines „Tausendjährigen Reiches“ malten; die Musiker, die auf Geigen, mit Fanfaren, mit dem Taktstock den Urwald als die Heimat Bachs und Beethovens offerierten: sie, alle, marschieren wieder auf, diesmal aufs Kommando des Karl Kraus, mitten durch die sternenlose Finsternis, wie dazumal zum Hexensabbat der Walpurgisnacht.

Stets und überall — wem, außer den Ignoranten, sagt man das! — waren im Justemilieu sehr unbequeme Leute die Meister mit dem scharfen Profil, dem eignen Sinn, dem eignen Willen. Kam einer gar, wie Karl

Kraus, geradewegs aus Zarathustras Reich, so waren sie allemal rasch bei der Hand — „die Gläubigen aller Glauben“ — ihn zu kreuzigen oder — in jüngeren, moderneren Zeitläufen „die Guten und Gerechten“ — ihn tot-zu-schweigen. Denn: „Wen hassen sie am meisten? Den, der zerbricht ihre Tafeln der Werte, den Brecher, den Verbrecher.“ Gleichwohl ist es nicht schlecht eingerichtet und ein Trost, daß sie immerzu nach seinem Tod den Märtyrer auf den Denkmalsockel stellen, daß dann sogar die Rotationsmaschinen drucken: „Das aber ist der Schaffende!“

Viele Berufene kamen über wenige Auserwählte, und sind nicht alle befriedigt; doch Ideale nahmen sie dazu, ihr Handwerk zu veredeln; vom Grunde kam es, zu Grunde geht es, von einem mystischen Punkt ist der soziale Ausgleich regiert. Ordnung beginnt zu herrschen; hält man sich die Ohren zu, hört man kein Stöhnen mehr. Es vollzog sich eine Reinigung der Säfte, ein Wandel, der die Handelsinteressen zwar berührt, aber nicht berücksichtigt, unbeschadet eines Aufsehens der Umwelt, worin sich Neid nicht ohne Schadenfreude kundgibt. Diese grundstürzende Veränderung, von der auch der Außenstehende noch benommen ist, da sie doch von gestern auf heute die brauchbarsten Kneche zivilisatorischen Betriebs in Feueranbeter und Bekenner eines Blutmythos verwandelt hat, daß sie schier nicht wiederzuerkennen sind; diese Umwälzung, von Ideen bewirkt, so einfach wie das Ei des Kolumbus, bevor er Amerika entdeckte — wird sie gar von einem Verbrauch an Symbolen, Fahnen und Feuerwerkskörpern gefördert, wie ihn die Entwicklung noch nicht gekannt und nicht geahnt hat, ferner von einer Hypertrophie der geredeten und gedruckten Klischees, der der Äther und die Papierfabriken bis an die Grenze der Leistungsfähigkeit genügen: so geht sie wie eine epidemische Gehirnerschütterung einher, der nichts, was noch Odem hat, widerstehen könnte und vor der sich der Abgewandte taktlos vorkommt wie nur einer, der beim Begräbnis der Menschheit den Hut nicht abnimmt.

Karl Kraus: „Die Dritte Walpurgisnacht“
(München, Kösel-Verlag. 309 S. DM 19,80)

RUNDschau

Ukraine Über Monate zieht sich die Kette der Veranstaltungen hin, mit denen die Sowjetunion die 300jährige Zugehörigkeit der Ukraine zu Rußland begeht. Ein denkwürdiges Jubiläum, für welches das genaue Datum, je nach dem Kalender, auf den 8. oder 18. Januar fiel, ist es jedenfalls, ob sich nun mehr frohe oder mehr trübe Gedanken daran knüpfen. Es gibt allerdings auch neue Darstellungen der russischen Geschichte, die dem Jahr 1654 keine besondere Bedeutung beimessen. Es kommt eben immer darauf an, wie man die Geschichte betrachtet, wer dies tut und unter welchen Umständen. Auch wir Deutschen haben in diesem Punkt mit der Ukraine unsere Erfahrungen. Die Generation in Deutschland, die beide Weltkriege bewußt erlebt hat, erinnert sich daran, daß vor 1914 bei uns fast kein Mensch etwas von einem ukrainischen Problem wußte. Erst im Laufe des Ersten Weltkrieges wurde das Verständnis für das ukrainische Volk und seinen Anspruch auf einen eigenen Staat geweckt. Die Gründe hierfür liegen auf der Hand. Für eine kurze Zeit wurde dann ein solcher Staat auch Wirklichkeit, aber er ging in der russischen Revolution unter. Mit ganz anderen Augen blickte das Dritte Reich nach der Ukraine und ließ in den Zeitungen dementsprechend ganz anderes als das verbreiten, was man früher gelesen hatte. Wohl wurden die Bedeutung des Landes und sein Reichtum unterstrichen. Aber unter den Eigenschaften des ukrainischen Volkes wurde die Eignung zur Staatsbildung geflissentlich unterdrückt. Heute, da wir wieder aufmerksamer auf die Rechte der Schwächeren gegenüber den staatlichen Kolossen bedacht sind und vielleicht auch den Stimmen der hervorragenden Ukrainer, die als Emigranten in Deutschland leben, eher Gehör schenken, ist die Ukraine als ein selbständiger politischer Begriff, als ein nur gewaltsam an der Errichtung verhinderter Staatskörper des ukrainischen Volkes, wieder eine festere Vorstellung für uns. Dabei denken wir natürlich an einen Staat westlicher Prägung. Aber Gemeingut ist diese Vorstellung bei uns keineswegs.

Auch außerhalb Deutschlands werden in dieser Beziehung problematische Stimmen laut. Als Beispiel sei ein Aufsatz des bekannten Stalin-Biographen Isaac Deutscher in der „Times“ (15. 1. 54) genannt. Hier liest man wieder einmal, die Ukrainer hätten sich immer unfähig zu einer wirklich unabhängigen Nationalbewegung erwiesen. Sie hätten ihre Revolten nacheinander auf fremde Herren gestützt, den polnischen Adel, den türkischen Sultan, später Österreich-Ungarn und Deutschland. Hierbei seien sie von ihren zeitweiligen Schutzpatronen und neuen Herren immer enttäuscht worden.

Die Russen selbst, und zwar auch die Sowjets, haben über den Vorgang vor 300 Jahren den Ton mehrmals verlegt. Erst schwärzten die Kommunisten die Einverleibung der Ukraine als eine zaristische Eroberung fremden Gebietes an. Dann hieß es, die bedauernswerten Ukrainer hätten in einer jetzt glücklicherweise überwundenen Geschichtepepoche der Klassenausbeutung nur einen schlechten Tausch gemacht; sie hätten nämlich lediglich neue Herren für alte eingetauscht, zaristische Gutsbesitzer an Stelle ihrer bisherigen polnischen Adelsherren. Demgegenüber ist die jetzige Deutung rein

national. Das besondere ukrainische Volkstum wird unterstrichen, die russisch-ukrainischen Gegensätze werden geflissentlich verwischt. Vor 300 Jahren, so heißt es, habe das ukrainische Volk seine Geschicke für immer mit denen des russischen verbunden. Nun sind die Geschehnisse der damaligen Zeit schon unter den Zaren zwischen ukrainischen und russischen Gelehrten strittig gewesen. Naturgemäß neigten diese dazu, die Annahme eines reinen Vasallenverhältnisses unter den Zaren durch den ukrainischen Kosaken-Hetman für gegeben zu halten. Im Gegensatz dazu konstruierten die ukrainischen Historiker eine völkerrechtliche Vereinbarung, die erst nachträglich von den Russen in einen Unterwerfungsakt umgedeutet wurde. Was war wirklich vorgegangen? Der Kosaken-Hetman Chmelnitzki strebte von der polnischen Oberherrschaft los. Hierbei können seine Beweggründe unerörtert bleiben, national in einem modernen Sinn waren sie selbstverständlich nicht. Die Aufschrift auf dem Reiterdenkmal des Hetmans auf dem Sophien-Platz in Kiew: „Wir wollen unter den rechtläubigen Zaren!“ betont das religiöse Motiv und das Element der Unterwerfung. Der „Anschluß“, der vollzogen wurde, nachdem der Zar die Unterwerfung, was als Bruch mit Polen ein außenpolitischer schwerer Entschluß war, angenommen und der Ältestenrat der Kosaken in der ukrainischen Ortschaft Perejaslawl am 8./18. Januar 1654 das Vorgehen des Hetmans gebilligt hatte, ließ der Ukraine jedenfalls viele Sonderrechte. Erst im Laufe der Zeit wurde die Unterwerfung auch eine tatsächliche, und eine gewisse Russifizierung ging damit Hand in Hand. Der Anstoß zur föderalistischen Unterströmung in der früheren russischen Verfassungsgeschichte war nicht gering, auch wenn die nationale Autonomie der Ukrainer wieder unterging.

Wie haben die Sowjets die Ukraine behandelt? Auch sie hatten keine einheitliche Linie, abgesehen natürlich von der strikten Parteilinie, deren Einhaltung sie auch hier verlangten. Immerhin gab es 1930 noch keine russische Zeitung in Kiew. Heute sind die Volkskörper stärker durchmischt. Millionen von Ukrainern leben außerhalb ihrer Heimat, vor allem in Sibirien, andererseits sind in den 42 Millionen, auf die man die Einwohner der Ukraine schätzt, einige Millionen Russen enthalten. Auch so zählt aber das ukrainische Volk innerhalb eines geschlossenen Siedlungsgebietes zu den größten in Europa, und sein Land an landwirtschaftlicher und industrieller Produktion zu den reichsten. Gehört es ihm? Die Sowjets weisen nicht nur darauf hin, daß einst der Kiewer Staat die Wiege Rußlands und daß daher der Zusammenschluß von 1654 eine Wiedervereinigung gewesen sei, sondern darauf, daß erst die Sowjetunion den Staat Großukraine verwirklicht habe. Stalin ließ sich ja als den großen Einiger der Ukraine preisen, weil unter seiner Herrschaft die Westukraine mit der Stadt Lemberg, übrigens der Vaterstadt des ukrainischen Nationalismus im 19. Jahrhundert, die Bukowina und die Karpatho-Ukraine erst mit der ukrainischen Sowjetrepublik vereinigt wurden. Aber es geht ja nicht darum, sondern um die Frage, inwieweit Moskau durch seine Leute und seine Befehle ein selbständiges staatliches Leben unterdrückt. Daß dies in starkem Maß der Fall ist, unterliegt keinem Zweifel, ebensowenig, daß auch die Moskauer Machthaber untereinander hierüber oft uneinig waren und keinen einheitlichen Kurs steuerten. Noch in den letzten Monaten ging es hin und her. Äußerungen und Maßnahmen von Berija, die Absetzung des Russen Melnikow im Juni 1953 und später die Erschießung Meschniks sind nur Einzelheiten aus diesem Spiel, die auch der Westen deuten konnte. Das Jubiläum soll dazu dienen, zu zeigen, daß alles in Ordnung ist. Eine freie Ukraine kann damit jedoch nicht vorgetäuscht werden.

Nordnorwegen Zwei Jahre, seit März 1952, ist der Nordnorwegenplan in Kraft. Im Zeitalter der Mehrjahrespläne ist nichts Besonderes daran, daß ein sozialistisch regiertes Land, dem Planwirtschaft kein fremder Gedanke sein kann, einen Teil seiner Energie auf die Hebung eines Landesteils konzentriert. Eher ist es erstaunlich, daß der naheliegende Gedanke nicht früher verwirklicht wurde und man zu seiner Durchführung in so hohem Maß auf die Privatinitiative zurückgreift. Der Norden ist überall ein wenig Mode, und das ist kein Wunder. Die politische Weltspannung wirkt sich darin aus, denn die beiden Weltmächte sind einander gerade über die Nordregionen hinweg benachbart, und in ihrer beider strategischen Überlegungen und Vorbereitungen spielen diese eine besondere Rolle. Der Norden läßt sich heutzutage, und damit hängt das eben Berührte zusammen, verkehrsmäßig leichter erschließen als früher, die Menschen können hier jetzt viel mehr ausrichten als ehemals. Geht man weit genug in die norwegische Geschichte zurück, so findet man dieses betonte Interesse für den Norden schon einmal, nämlich im 14. Jahrhundert. An seinem Beginn, 1307, wurde zum Schutz von Finmarken die Grenzfestung Vardöhus gebaut, welche die heutige Grenze am Flusse Pasvik schon vorherbestimmte. Finmarken war lange eine umkämpfte Provinz, im hohen Mittelalter erhoben dort Norwegen, Schweden und Rußland zeitweise Steuern. Aber Vardöhus diente zum Schutz gegen Rußland.

So ist also die Grenzlage zu einem militanten Gegner geschichtlich nichts Neues, wenn auch viele ruhigere Jahrhunderte dazwischenliegen. Gehen wir noch weiter zurück, so lesen wir von Wikinger-Raubzügen an russischen und von russischen Raubzügen an norwegischen Küsten. Murmansküste heißt Nordmannsküste, die Nordgermanen haben ihr also den Namen gegeben. Der politische Anspruch Norwegens ging einst weit nach Osten hin. Auf der Halbinsel Kola erhoben die Norweger noch 1613 Steuern, und rechtliche Ansprüche, die sie freilich schon lange nicht mehr hatten durchsetzen können, hielten sie noch bis 1813 aufrecht. Längst aber hatte der Norden sein Gewicht in der norwegischen Geschichte verloren. Das Schwergewicht war nach Süden verlagert, wofür die Verlegung der Hauptstadt von Drontheim nach Oslo durch Olaf V., zugleich König von Dänemark, Grund und Symbol war. Die Russen wurden erst neuerdings wieder Grenznachbarn, seitdem Finnland seinen Zugang zum Eismeer verlor.

Es ist aber wichtig, daß die Erinnerung an die Russen als Gegner aus dem Gedächtnis geschwunden ist. Die Erlebnisse der jetzigen Generation waren ganz anderer Natur. Deutsche waren es, die kriegerisch hier eindringen, und die Strategie der verbrannten Erde, die beim Rückzug im letzten Kriegswinter 1944/45 angewandt wurde, schlug Finmarken tiefe Wunden. Nicht die Engländer, denen vorgeworfen wird, sie hätten verlassene deutsche Wehrmachtsdepots zerstört, anstatt sie der hartgetroffenen Zivilbevölkerung zu überlassen, verdienten sich den Ruf der Befreier, sondern die Sowjets. Hier benahmen sich nämlich deren Truppen einwandfrei, vollkommen anders als in Deutschland, und sie zogen auch korrekt wieder ab. So findet also der Gedanke der Bedrohung durch die Sowjetunion von der Gefühlsseite her keine Stütze, die gemachten Erfahrungen haben kein Ressentiment erzeugt, und auch die Erinnerung an den ertragreichen wirtschaftlichen Austausch, etwa den Pelzhandel in Hammerfest, in den alten „normalen“ Zeiten wirkt sicherlich nicht alarmierend. Eher sollten die offensichtlichen Schikanen der Sowjets der Bevölkerung zu denken geben. Diese sind recht rigoros mit Verhaftungen bei fahrlässiger Grenzüberschreitung, und ihre Verbote der Flößerei auf dem Grenzfluß und des Robbenfangs im Weißen Meer und in

den Gewässern um Franz-Josef-Land schädigen die norwegische Wirtschaft und mit ihr viele Einzelne.

Das ändert aber nichts daran, daß die Kommunisten gerade in den Nordprovinzen stärker sind als anderswo, was natürlich mit der freundlichen Einstellung zum sowjetischen Nachbarn zusammenhängt. Man ist dort auch dessen Einflüssen ausgesetzt, weil man die sowjetrussischen Sender in norwegischer Sprache besser hören kann als norwegische Sender. Hinzu kommt der resignierte Pessimismus, der im Hinblick auf die geographische Lage feststellt, die Nordprovinzen, zumindest Finmarken, seien im Ernstfall ja doch nicht zu halten und daher schon jetzt abgeschrieben, man tue daher gut, sich beizeiten darauf einzustellen. So kommt es, daß selbständig wirtschaftende Personen, deren soziale Stellung zu ihren Ansichten wenig paßt, sich zum Kommunismus bekennen. Erwägt man, daß die relative Höhe kommunistischer Stimmen ein Grund neben anderen ist, der die Aufmerksamkeit auf den Norden lenkte und den Plan zu seinem Wiederaufstieg veranlaßte, so muß man sagen, daß sich die gezeigte politische Haltung bezahlt gemacht hat. Übertreiben sollte man freilich die Rolle des Kommunismus hier nicht. Er ist auch hier wie überall in Norwegen bei den Stortingwahlen von 1953 gegenüber 1949 zurückgegangen, nur im Kreise Sör Varanger, der allerdings wegen des dort liegenden großen Eisenwerks Kirkenes wirtschaftlich und auch militärisch besonders bedeutsam ist, hat er Gewinne erzielt. In Finmarken zählte man 23%, in Troms 10% kommunistischer Stimmen, in Nordland kam der Prozentsatz dem des Landesdurchschnitts mit 5% gleich.

Die drei genannten Provinzen bilden zusammen Nordnorwegen. Sie umfassen mit 113 000 qkm ein Drittel der Fläche Norwegens. Die Bevölkerung beträgt 400 000, was einem Achtel der Gesamtbevölkerung entspricht. Wenn der Norden sich vernachlässigt fühlte, so muß doch gesagt werden, daß der Wiederaufbau der zerstörten Gebiete mit Hilfe der Finmark-Relief-Kommission und durch die Tätigkeit der Regierung energisch betrieben wurde. Aber das genügte eben nicht, und die mit dem wirtschaftlichen Neubeginn (u. a. Wiederaufnahme des Bergbetriebs in Kirkenes) verbundene Einwanderung aus dem Süden schuf unbefriedigende soziale Verhältnisse. Dies gilt natürlich nur von Teilen des großen Gebietes, dessen verschiedene Regionen mit ganz unterschiedlichen Problemen ringen müssen, die sämtlich in irgendeiner Form von dem 1951 aufgestellten Zehnjahresplan, eben dem Nordnorwegenplan, berührt werden. So kämpfen die Lappen in Finmarken, wo deren 20 000 (Weltbestand 30 000) leben, um ihre Existenz, nachdem ihre alte Lebensform ihnen zum größten Teil abhanden gekommen ist: nur 2000 sind noch Rentiernomaden, davon hat nur die Hälfte die Mindestzahl von 200 Rentieren, die man als Standard für den Unterhalt einer Familie angibt. Anderswo ist die Fischerei das Rückgrat der Wirtschaft. Sie war in Finmarken 1953 erfolgreich, aber auf den Lofoten ruinierten die Frühjahrsstürme die dortige Fischerei. 1953 war überhaupt ein schlechtes Wirtschaftsjahr für Norwegen, das empfindlich auf die Höhe der Frachtraten und andere Zahlen des Welthandels reagiert. Darum rechnet man auch mit Rückschlägen und Stockungen im Nordnorwegenplan. Aber aufgegeben wird er nicht, und seine Einzelprojekte in Bergbau, Fischerei, Ackerbau, Stromanlagen, Aufforstung und Verkehrswesen werden zäh in Angriff genommen. Dazu kommen die Bauten, die mit Norwegens Stellung in der Nato zusammenhängen. Sie wirken wirtschaftlich befruchtend. Aber sie sind auch ein steter ernster Hinweis darauf, wie gefährdet Nordnorwegen ist, auf dessen vorgesehenen sieben Flugplätzen nach den streng eingehaltenen Abmachungen in Friedenszeiten kein ausländischer Soldat stationiert sein darf.

Syrien Es wäre oberflächlich, unter den Ländern des Nahen und Mittleren Ostens zwischen Staaten mit politischer Stabilität und anderen unterscheiden zu wollen. Denn im Grunde dürfte man dann nur die Türkei zur ersten Gruppe rechnen. Bei allen anderen Staaten muß man auf Überraschungen gefaßt sein. Dies gilt natürlich in verschiedenem Maß, und das Urteil wird leicht beeinflußt, wenn irgendwo ein paar Jahre Ruhe ist. Syrien gehört aber sicherlich zu den potentiell unruhigsten Ländern. Und doch hatte dem Anschein nach hier die Herrschaft des Generals Schischakli eine gewisse Festigkeit geschaffen. In den letzten Wochen ist auch diese wieder zerbrochen. Wie schnell kann dies geschehen! Noch am 23. Februar d. Js. überschrieb der Pariser „Monde“ — und die französische Presse ist sonst immer über Syrien gut informiert — seinen Leitartikel mit dem Satz: „Der Sieg des Generals Schischakli“, denn da war es ihm zunächst gelungen, über seine Feinde zu triumphieren. Aber schon zwei Tage danach war der Sturz des Diktators vollzogen. Ihm war es gegangen wie seinem Vorgänger, auf den er seinerzeit nicht unmittelbar gefolgt war, dessen Art und Werk er aber in gewissem Sinne fortgesetzt hatte, wie jener ein Exponent der Armee (oder doch eines Teiles der Armee) gegenüber den alten Politikern und wie jener ein Verfechter der syrischen Unabhängigkeit gegenüber den Bestrebungen einer innigeren Verbindung mit dem Irak und Jordanien, also den beiden Haschemitenstaaten.

Wenn Hüsnü Zaim damals nur 133 Tage geherrscht hatte, so waren es bei Schischakli immerhin 4½ Jahre. In dieser Zeit hatte er versucht, was übrigens auch jener angestrebt hatte, die nach seiner Ansicht zerstörenden Elemente des syrischen politischen Lebens auszuschalten (u. a. Verbot für die Studenten, politisch zu agitieren) und seine Macht rechtlich zu untermauern. Die von ihm veranlaßte, durch Volksabstimmung vom 10. Juli 1953 eingeführte Verfassung ist in manchem der amerikanischen nachgebildet. Nicht nur darin, daß auch in ihr die Grundrechte eine große Rolle spielen, sondern vor allem durch das Prinzip der Präsidialdemokratie. Der Präsident, und das war natürlich Schischakli selbst, vereinigte auf Grund der Verfassung, also auch rechtlich, eine Fülle von Gewalten in seiner Hand. Geholfen hat ihm das in der Stunde der Krise einmal, aber nicht ein zweites Mal. Übrigens bekennt sich auch diese Verfassung zur arabischen Einheit, die geschichtlich und durch die natürlichen Gegebenheiten zum Teil eine Tatsache, zum Teil nur eine Hoffnung ist — was man eigentlich vom syrischen Staatsvolk ebenfalls sagen kann. Art. 1 der Verfassung bezeichnet Syrien als eine arabische, demokratische und souveräne Republik. Er fügt hinzu, das syrische Volk bilde einen Teil der arabischen Nation. Der Staat müsse unter der Ägide der Souveränität des (syrischen) republikanischen Regimes danach streben, die Einheit dieser (arabischen) Nation zu verwirklichen. Hier ist deutlich ausgesprochen, wie weit die arabische Einheit gehen und wie weit sie nicht gehen soll. Unter Schischakli lag der Ton auf den retardierenden Momenten. Diese Verfassungsbestimmungen bleiben auch interessant, nachdem sie wieder außer Kraft gesetzt sind — eine natürliche Folge des Sturzes des Diktators, auf den dieses sein Werk zugeschnitten war. Schischakli hatte sich auf eine Volksbewegung stützen wollen, die „Bewegung der arabischen Befreiung“. Sie war aber keine echte Bewegung, sondern eine künstliche Organisation ohne inneres Leben, bestenfalls eine Partei neben anderen, und jedenfalls keine Stütze des Regimes, als es bedroht wurde.

Außerhalb der arabischen Welt hatte man sich über die Umstände, die Schischakli zur Macht geführt hatten, bald beruhigt und ihm moralischen Kredit gegeben — auch dies in Parallele zu der gegenüber Hüsnü Zaim

seinerzeit eingenommenen Stellung. Ein im Londoner Chatham-House, der Plattform hochrangiger außenpolitischer Vorträge, Mitte 1953 gehaltener Vortrag „Syria to-day“ („International Affairs“, Januar 1954) ist dafür ein guter Beleg. Hier wird nämlich ausgeführt, eine Herrschaft nach Art von der Schischaklis sei im großen Ganzen recht positiv zu bewerten. Vor allem müsse man ihren scheindemokratischen Charakter nicht von vornherein verurteilen, denn die politischen Lebensformen des Westens hätten ja im Orient überall einen anderen Sinn, weil sie dort unter ganz anderen Voraussetzungen angewandt werden müßten. Ein Mann wie Schischakli sei wahrscheinlich repräsentativer für das syrische Volk als die früher mit anfechtbaren Methoden gewählten Parlamentsmitglieder und ihre politischen Führer. Handhabe er die demokratischen Formen auf seine Weise, so geschehe dem Volk vielleicht weniger Unrecht als im Fall einer verrotteten Parteienherrschaft. Was aber ist verrottet? Die alten Politiker in Syrien, die jetzt den Diktator besiegt haben, erklären natürlich, dessen Regime, das ohne ausgiebigen Gebrauch von Militärgefängnissen nicht auskam, verdiene diese Bezeichnung. In Wirklichkeit handelt es sich vielfach nur um die Loyalitätsbeziehungen, die jeweils zur Geltung kommen, je nach dem derzeitigen Machthaber. Ist dieser ein Politiker, so kommt, und nach den Begriffen des Orients zu Recht, dessen Klientel zum Zuge, selbstverständlich auf Kosten der nicht Dazugehörenden. Ist es ein politischer Offizier, so herrscht und genießt die Früchte dieser Herrschaft mit ihm die Gruppe, die ihn emporgetragen hat. Nach wie vor, auch nach dem Sturz Schischaklis, ist in Syrien die Armee der stärkste Machtfaktor. Nur wenn sie in sich uneinig ist, schaltet sie sich selbst zeitweilig aus. Das kann sich jedoch bald wieder ändern.

Ein weiteres, in seiner Bedeutung freilich geringeres Element sind die Drusen. Auch sie haben beim Sturz des Diktators mitgewirkt, aber nicht immer sind sie gegen derartige Machthaber. Dieses kleine Volk, das seinen Namen von einem Sektengründer um das Jahr 1000 trägt und seine eigene Religion hat, mit Bestandteilen aus allen drei monotheistischen Religionen und etlichen ganz eigenen, hat doch auch ein besonderes Volksgepräge. Im 19. Jahrhundert hat es sich mehrmals durch Christenmassaker bekannt gemacht und damit auch europäische Großmächte auf den Plan gerufen. Türken und Franzosen machte es große Schwierigkeiten. Die Franzosen schufen im „Dschebel Drus“, dem Hauran-Gebirge südöstlich Damaskus, zeitweise ein autonomes Gebiet. Aus den führenden Drusenfamilien kommen immer wieder eigenwillige politische Köpfe. An solchen fehlt es in Syrien überhaupt nie, schon wegen des leidenschaftlichen Interesses weiter städtischer Kreise und der ländlichen Oberschicht für die Politik. Aber diese Köpfe kommen nur durch Zwang unter einen Hut, und auch der Zwang wird immer wieder gesprengt. Darum erleben wir in Syrien von Zeit zu Zeit Umstürze, welche die Grundlagen des Staates erschüttern. Deshalb bliebe Syrien auch für seine haschemitischen Nachbarn, in jeglicher Form engerer Verbindung, ein schwieriger Partner.

Friedrich Meinecke Neun Jahre vor der Gründung des Deutschen Reiches ist Friedrich Meinecke geboren, neun Jahre nach dessen Ende gestorben — und man mag es wohl als mehr denn bloßen Zufall auffassen, daß der Senior der deutschen Geschichtswissenschaft in jenen Tagen die Augen für immer schloß, da die Spaltung Deutschlands auf der Berliner Konferenz für unabsehbare Zeit besiegelt wurde.

Die Bedeutung Friedrich Meineckes als Historiker ist in zahlreichen Nachrufen ausführlich gewürdigt worden. Für uns wird sein hoher Rang nicht

in erster Linie in seinen gewichtigen Werken — wie der Boyen-Biographie, den Werken „Weltbürgertum und Nationalstaat“, „Die Idee der Staatsräson in der neueren Geschichte“, „Die Entstehung des Historismus“ u. a. — begründet bleiben, die seine Bedeutung als Fachgelehrter schon verhältnismäßig frühzeitig bewiesen haben, sondern in seinen kleinen Schriften, vor allem aus der Spätzeit, und in seiner vorbildlichen menschlichen Haltung als wahrer Vorkämpfer geistiger Unabhängigkeit. Die Schrift „Die deutsche Katastrophe“ des 84jährigen allein würde genügen, um seine überzeitliche und über alle Fachgebiete hinausragende Bedeutung festzuhalten: der schonungslose, von einem durchdringenden Geist in meisterhafte Formulierungen gefaßte Überblick über die Gründe, die zum Zusammenbruch geführt haben, und über die Deutschland immanenten Möglichkeiten. Hier wie auch in seinen kürzlich neu erschienenen „Aphorismen und Skizzen zur Geschichte“ zeigt sich eindrücklich, daß Meinecke nicht der begrenzte, nach rückwärts blickende Wissenschaftler und Forscher geblieben ist, sondern daß er eine lebendige und lebensnahe Synthese zwischen Historie und Politik gefunden hat, eine Synthese, die ihn zeit seines Lebens engen Anteil nehmen ließ an den Veränderungen, denen Deutschland, sein Deutschland, unterworfen war.

Stand er dem Kaiserreich — zumal aus einer Skepsis gegen die Person des letzten Herrschers — zurückhaltend gegenüber und wandte er sich im Ersten Weltkrieg scharf gegen die Vorstellungen der Alldeutschen und ihre Annexionsforderungen, so fand die Weimarer Republik in ihm einen ihrer wärmsten und wertvollsten Unterstützer. Daß Meinecke als bedingungsloser Verfechter der Freiheit des Geistes den Hitlerstaat ebenso ablehnte wie dieser ihn, bedarf kaum der Erwähnung. Nach dem Ende des Krieges kehrte er zunächst an seine alte langjährige Wirkungsstätte, die Berliner Universität Unter den Linden, zurück; doch als sich herausstellte, daß der Ungeist nur die Farbe gewechselt hatte, da gehörte Friedrich Meinecke trotz seinem hohen Alter zu denjenigen Professoren, die sofort Namen und Arbeitskraft für die Gründung der Freien Universität in Berlin-Dahlem zur Verfügung stellten, deren erster Rektor der 86jährige wurde.

Es ist Friedrich Meinecke, von dem 1919 auch ein Aufsatz in der D.R. über „Die geschichtlichen Ursachen der deutschen Revolution“ erschienen ist, vergönnt gewesen, im Laufe seines langen Lebens manche Nachwuchsgeneration heranbilden zu helfen — und wenn auch mit dem Historiker des 19. Jahrhunderts eine Welt zu Grabe getragen wurde, so wissen wir doch, daß sich unter seinen Schülern manche finden, die in seinem Sinne die Fahne der Geistesfreiheit hochhalten werden.

Spaltung der Faschistischen Internationale

Die Faschistische Internationale, über die in der D.R. vor 1½ Jahren berichtet wurde (Heft 10/1952), hat es nicht nur vorgezogen, ihren alten Namen zu verstecken und ihn nur gelegentlich inoffiziell zu verwenden. Sie hat sich auch gespalten. Auf die Kongresse in Rom (September 1950) und insbesondere in Malmö (Mai 1951) folgte der III. Kongreß in Paris (Januar 1953), der zu dieser Spaltung führte. Einige angebliche „Kompromißler“, die jedoch nicht minder rechtsradikal und antisemitisch sind, wurden damals ausgeschlossen, insbesondere der Schwede Per Engdahl, der Franzose Maurice Bardèche und der aus zahlreichen Gründungsversuchen bekannte Karl Heinz Priester (Wiesbaden). Diese Ausgeschlossenen bilden die Europäische Soziale Bewegung (ESB), auch Europäische Nationale oder Malmö-Bewegung genannt. Diese angeblich „gemäßigten“ Kräfte wollen die Politik

der dritten Front, der nur Moskau zugute kommenden Sabotage der EVG, nicht mitmachen. Sie akzeptieren den deutschen Verteidigungsbeitrag und stellen damit eine Parallele — auf internationaler Ebene — zu den deutschen rechtsradikalen Kräften dar, die in dieser Frage auch ihre Taktik geändert haben und nach den Bundestagswahlen äußerten, man komme jetzt um das formale Bekenntnis zu Bonn, zum deutschen Verteidigungsbeitrag und zum Westen nicht mehr herum. Diese Kräfte, offensichtlich auch beeinflusst durch den spanisch-amerikanischen Pakt, haben natürlich nicht die Absicht, die westliche Demokratie zu retten. Sie wollen ja für die faschistischen Kräfte die Führung erringen, und der ganze Unterschied reduziert sich darauf, daß sie von innen, die anderen aber von außen zersetzen wollen.

In Holzminden hatte diese „gemäßigtere“ ESB Ende 1953 ihre Tagung, auf der neben Per Engdahl, dem Leiter der „Ny Svenska Roerelsen“, Maurice Bardèche und Karl Heinz Priester auch anwesend waren. Julius Schachner für die Österreichische Soziale Bewegung (Organ „Der Aufbruch“), Ernesto Massi, Herausgeber der *Nazione Sociale*, als Vertreter des MSI, für das de Marsanich (Rom) im Präsidium der ESB sitzt, Paul van Tienen und Andre Kruit für den holländischen NESB (National Europese Sociale Beweeging), der Däne Sehestad, der Flame Guido Lauwers, der Wallone Jean Robert Debaut, ein Vertreter der spanischen Falange, der ungarische Emigrant General Arpad Henney und der Deutsch-Amerikaner Fleckenstein.

Die übrigen Kräfte werden, zunächst ziemlich lose, durch die Europäische Verbindungsstelle (EVS) der nationalen Kräfte (Vorort Lausanne) zusammengehalten, die eine Tagung in Lörrach ebenfalls zum Jahresschluß veranstaltete. Dort war die Schweizer Volkspartei vertreten durch Guy Amaudruz (Lausanne), den 1. Sekretär der EVS, Erwin Vollenweider (Winterthur), den Chefredakteur des „Volksruf“ und Ernst Schmid (Winterthur), das Comité National Français durch René Binet. Anwesend waren Belgier und Österreicher sowie der türkische General Rifaat Acilhan. Verhältnismäßig stark war das deutsche Kontingent: für den Deutschen Block kamen Karl Meissner, der ehemalige SA-Brigadeführer und Nazi-Reichstagsabgeordnete Siegfried Schug (Säckingen) und zahlreiche andere, für die inzwischen, nach dem Bruch mit Haussleiter und Priester, wieder auseinandergefallene, auf den Deutschen Block beschränkte Nationale Sammlung Dr. Ewald Gaul (Düsseldorf) und der durch Gastrollen bei der Deutschen Partei, der Deutschen Reichspartei und der Nationalen Reichspartei bekannte Wolfgang Hedler, für „Nation Europa“ der einst mit Priester liierte Erwin Schönborn, Berlin-Britz, der sich so sehr für den Harlan-Film „Unsterbliche Geliebte“ einsetzte, schließlich an Einzelgängern Max Herzog (Lörrach), der an Stelle von Schenk-Dengg deutscher Vertreter in der EVS und deren 2. Sekretär ist, sowie Fritz Brehm, der Neffe des Dichters Bruno Brehm und Redakteur der „Deutschen Nationalzeitung“.

Daß sich in Lörrach für das (doch in der ESB vertretene) MSI Tullio Abelli, Herausgeber des „Risorgimento“ (Turin) sowie auch ein Vertreter der spanischen Falange, Albinana, einfanden, zeigt, daß die Grenzen keineswegs starr sind. So sucht Schönborn die Holländer, wie van Tienen, zu gewinnen, während Meissner und Gaul zu Per Engdahl fuhren, um ihn bei der ESB herauszubrechen. Eine große Anzahl von internationalen Faschisten haben sich noch nicht entschieden und werden von beiden Seiten beansprucht.

Manche beachten diese Spaltung nicht, weil die Kräfte ihnen zu klein, unwichtig und verzettelt erscheinen. Die Verbreitung über die Welt, die Stoßkraft und Aktivität und schließlich die gemachten Erfahrungen sollten eine Mahnung zu geringerer Sorglosigkeit sein.

Zwei Jahre ärztliche Betreuung

Die sichtbarste Selbstwiderlegung des kommunistischen Systems ist der gesundheitlich-soziale Zustand. Der „Ärztliche Beratungsdienst Ost“, eine Abteilung der West-Berliner „Vereinigung für kulturelle Hilfe“, macht täglich Erfahrungen und Beobachtungen, welche die systematische Vernachlässigung der Sozial-Medizin bezeugen. Die zehntausend seit der vor zwei Jahren erfolgten Gründung durchgeführten Behandlungen betrafen ausschließlich alte und hilflose Leute, Rentner, unbemittelte kinderreiche Eltern, die in den meisten Fällen dem Tode oder dem langsamen Dahinsiechen preisgegeben wären, wenn sie nicht im „Ärztlichen Beratungsdienst Ost“ kostenlos untersucht und behandelt worden wären und wenn sie nicht ebenfalls kostenfrei die guten Medikamente des Westens erhalten hätten. Die Fahrlässigkeit und die Gleichgültigkeit der sowjetzonalen Medizin sind Begleitumstände der ausschließlich zweckgerichteten Ideologie: wer der Gesellschaft nicht mehr nützen kann — sei es, weil er zu alt ist, sei es, weil er an einer chronischen Krankheit leidet oder sich politisch mißliebig machte — hat keinen Anspruch auf soziale Hilfe.

Unter den 498 Patienten des Monats Januar 1954 — dessen Zahlen als Durchschnittswert gelten können — befanden sich 391 Rentner und Fürsorgeempfänger. Sie kamen aus 144 verschiedenen Städten und Dörfern der Zone, und es waren zahlreiche Kranke darunter, die falsch diagnostiziert oder gar entgegen dem gesundheitlichen Stand aufgegeben worden waren. Dabei ist es bezeichnend, daß Herzkrankheiten und Tuberkulose seit dem Gründungsjahr ständig überwiegen. Das sind Beweise genug für die sozial unverantwortliche Verhaltensweise der Regierung der DDR, Beweise, die durch keine noch so schönen Sprüche aus der Welt geschafft werden können. Der „Ärztliche Beratungsdienst Ost“ hat also eine unabdingbar notwendige Aufgabe. Zudem bietet er nicht nur ärztliche Hilfe im üblichen Sinne. Der seelische Druck, unter dem die Kranken leiden, Verzweiflung, Elend, Depression sind so stark, daß sie jede noch so gute ärztliche Therapie behindern würden, wäre sie nicht mit menschlichem Zuspruch, mit Geduld, mit seelischer Einfühlung verbunden. Dieser caritative ärztliche Dienst, aus freier Initiative entstanden, aus freier Initiative am Leben erhalten, könnte seine schöne Aufgabe trotzdem nicht durchführen, würde ihm nicht durch Medikamentenspenden (deren er nicht genug erhalten kann) und durch finanzielle Unterstützung einsichtsvoller Behörden geholfen. Denn seine Aufgabe ist Dienst an Deutschland.

Synkopen für den „Fortschritt“

Mit einem grellen Aufheulen der Trompeten bricht die Musik ab, einige Augenblicke noch herrscht Stille in der überfüllten Leipziger Kongreßhalle, aber dann bricht ein Sturm der Begeisterung los. Die Besucher dieser Veranstaltung des „Staatlichen Rundfunkkomitees“, darunter auch viele FDJ-ler im Blauhemd, toben frenetisch, klatschen, schreien, pfeifen und trampeln. Hier gibt es keinen gelenkten Beifallssturm wie in kommunistischen Parade-Veranstaltungen, hier bejubelt man auch nicht befehlsgemäß irgendeine kommunistische Parteilgröße, diese Menschen, ob jung oder alt, feiern stürmisch ihren „DDR-Jazz-Star Nr. 1“ Kurt Henkels. Als dann der auch im Westen nicht unbekannte Tanzorchester-Dirigent gar den Taktstock zu einer Zugabe hebt und die aufpeitschenden Rhythmen des „Trompet blues“ das weite Rund der Halle erfüllen, kennt der Jubel fast keine Grenzen mehr. Es ist einigermaßen erstaunlich, in der sowjetischen Besatzungszone Deutschlands spielt man wieder echte Jazz-Musik, sozusagen mit behördlicher Lizenz! Sogar die bisher geächtete

„progressive“ Jazz-Musik ist seit einigen Monaten wieder gestattet. Westliche Künstler und Tanzorchester gastieren in verschiedenen Städten der Sowjetzone oder beim Rundfunk, es scheint, als ob die kommunistischen Kulturfunktionäre plötzlich den Jazz „im Dienste des Fortschritts“ entdeckt hätten.

Wer heute zu abendlicher Stunde den Ostrundfunk einstellt, möchte im ersten Augenblick meinen, das Musikprogramm eines westlichen Senders zu hören. Da singen Bully Buhlan oder Angèle Durand, erklingen heiße blues oder der langsame Walzer aus dem Film „Moulin Rouge“ — es sind natürlich zum größten Teil Schallplatten oder Bandaufnahmen. Die Redakteure im Ost-Berliner Funkhaus waren vor einigen Monaten selbst überrascht, als sie die Genehmigung erhielten, lockere Tanzmusik-Programme zu gestalten. Sie durften auch wieder die „Giftschränke“ mit westlicher Musik öffnen und konnten nach Herzenslust in Boogie-Woogies schwelgen. Und dann rückte das „Staatliche Rundfunkkomitee“ sogar erhebliche Westgeldbeträge heraus, und die Redakteure der Musikabteilungen des Ostrundfunks zogen ihre Kreppschuhe und Lumberjacks an und machten einige Tage — natürlich mit „offiziellem“ Auftrag — die Rundfunkgeschäfte am West-Berliner Kurfürstendamm unsicher, um die neuesten westlichen Schallplatten mit „heißer“ Musik zu erstehen. Nebenbei schnitt man die besten westlichen Tanzmusik-Programme heimlich mit und ist nun eifrig dabei, diese Bänder — ohne Genehmigung natürlich — für eigene Sendungen zu verwenden. Die Liebe zur „schrägen“ Musik geht nun sogar so weit, daß zwischen ernstesten literarischen Sendungen der zuständige Redakteur schnell als Zwischenmusik einen Boogie-Woogie einlegt, weil ihm „der eben so gut gefällt“!

Aber vor nicht allzu langer Zeit sah es in der Sowjetzone wesentlich anders aus, galt noch die Anweisung des SED-Zentralkomitees (Nr. 1787 a/5977/VIII/Az), nach der nur „fortschrittliche Tanzmusik“ gespielt werden durfte. Das waren jene Tage, als Schlager wie „Liebe kleine Volkspolizistin“ oder „Aufbau-Rumba“ über die Ostsender liefen und trotz dieser „Neuerungen“ der Leiter der Kontroll-Abteilung des damaligen Leipziger Senders, Lenz (SED), zugeben mußte: „Wir können einfach keine gute Tanzmusik machen, die Bevölkerung pfeift ja doch die westlichen Schlager!“ Und ein leitender Funktionär des SED-Landesvorstandes Sachsen kommentierte bitter: „Solange der westliche Rundfunk täglich seine musikalischen Hetzsendungen ungehindert in das Gebiet unserer Republik ausstrahlen kann, ist die Erziehung der Massen durch die Partei bedroht!“ Der Bevölkerung der Sowjetzone blieb die lange Liste der abgewanderten Rundfunk-Prominenz nicht unbekannt, darunter viele Sänger und Tanzorchester wie das RBT-Orchester vom Berliner Rundfunk. Daher versuchte man mit „fortschrittlicher Tanzmusik“ zu experimentieren, aber daraus wurde ebensowenig etwas wie aus den Versuchen, die sowjetische Tanzmusik zu propagieren. Gerade diese kommt aus einer Welt anderer Lebensäußerungen, und auch den sowjetischen Kultur-Lenkern wurde eine derartige plumpe Nachahmung allmählich peinlich; sie wiesen die übereifrigen sowjetdeutschen Enthusiasten an, eine „vernünftige Linie“ einzuhalten.

Auch das Tanzorchester Kurt Henkels mußte bis 1952 strikt diese „Parteilinie“ einhalten und lediglich „zahme“ Musik spielen. Man wollte eben mit allen Mitteln eine „deutsche fortschrittliche Tanzmusik“ aus dem Boden stampfen. Als Kurt Henkels im Jahre 1947 die Leitung des Tanzorchesters Leipzig des Mitteldeutschen Rundfunks übernahm, standen ihm noch gute Solisten zur Verfügung und vor allem — er durfte auch „heiße“ Musik spielen. Aber schon 1950 erfolgten die ersten Versuche der SED, die Tanz- und

Unterhaltungsmusik „gleichzuschalten“. Diese Manöver hinderten die kommunistischen Kulturfunktionäre allerdings nicht daran, zur gleichen Zeit AMIGA-Schallplatten mit „heißer westlicher Musik“ bespielen zu lassen und diese für den Export freizugeben. Damals diskutierte man auch den Plan — der „Nationalpreisträger“ und Komponist Hanns Eisler förderte ihn besonders — das Tanzorchester Kurt Henkels auf Gastspielreise in die Bundesrepublik zu schicken. Bedingung sollte sein, daß „nur progressive Jazz-Musik“ gespielt würde. Und die Solisten des Orchesters wären freudig dabei gewesen, angefangen beim begabten Jazz-Pianisten Günther Oppenheimer, dem Schlagzeuger „Fips“ Fleischer und all den anderen. Aber der SED war letztlich dieser Plan zu riskant, denn unter Umständen wären wieder einige wertvolle Tanzmusiker zu westlichen Orchestern abgewandert, wie früher schon Rolf Kühn (jetzt beim RIAS-Tanzorchester) oder Horst Fischer (jetzt Stuttgart). So mußte eben Kurt Henkels — zum „Aktivisten“ ernannt — weiter „erwünschte“ Musik spielen und sich darauf beschränken, temperamentvoll die SED-Bezirksleitung Leipzig und die Abteilung Kultur im Zentralsekretariat der SED auf ihre unsinnige Musikpolitik hinzuweisen. Mehr als einmal wurde sein Orchester in verschiedenen Städten der Sowjetzone ausgepiffen, als es sowjetische Tanzmusik zu Gehör brachte und immer wieder forderten die Tanzmusik-Enthusiasten: „Kurte, spiel', American patrol!“

Im Juli 1953 kam der Startschuß für die „Heiße Musik“. Auf einer Tagung der Sektion Tanzmusik des „Verbandes der Komponisten und Musikwissenschaftler“ gab ein Vertreter des „Staatlichen Rundfunkkomitees“ bekannt, daß ab sofort moderne Tanzmusik wieder zugelassen sei. Den Leitern der noch bestehenden Ost-Tanzorchester wurde außerdem gestattet, „den Jazz frei zu improvisieren und wertvolle westliche Schlager in eigener Bearbeitung zu spielen“. Das Zeitalter des „fortschrittlichen Jazz“ in der Sowjetzone hatte begonnen, und es sieht nicht so aus, als ob das „Staatliche Rundfunkkomitee“, das nicht dem neuen Ministerium für Kultur angegliedert wurde, seine Anweisungen zurückziehen will. Die neuen „DDR-Jazz-Stars“ Gerd Natschinski, Heinz Becker oder Kurt Henkels sorgen nun dafür, daß täglich ein westlicher Synkopenreigen die Rundfunkhörer überfällt. Es wird nur noch Wochen dauern, bis der sowjetdeutsche Rundfunk eine „Schlager der Woche“-Sendung herausbringt; eine „Schlagerlotterie“ und „Da lacht der Bär“ existieren bereits. Die „Jazz-Stars der DDR“ erfüllen jedenfalls jetzt ihr Synkopen-Soll, es gilt der Schlachtruf: „Mit Boogie-Woogies für den Fortschritt und den Aufbau des Sozialismus!“

Fernsehen auf roter Welle

Am 21. Dezember 1952, dem Geburtstag des damals noch lebenden Stalin, wurde das erste offizielle Fernseh-Programm der Sowjetzone ausgestrahlt. Jahrelange Entwicklungsarbeiten unter Leitung des heutigen „Nationalpreisträgers“ Ernst Augustin hatten schließlich zur Errichtung des „Fernsehzentrum der DDR“ in Adlershof bei Berlin geführt. Von dort aus werden nunmehr die Programme, täglich vier Stunden, auf der 625-Zeilen-Frequenz gesendet. Dieses Programm kann heute fast überall in der Sowjetzone empfangen werden, da in der Zwischenzeit Umschalt-Stationen in Leipzig und auf dem Brocken in Betrieb genommen wurden. Nur die Station in Dresden befindet sich noch im Stadium des Aufbaus, die wahrscheinlich in naher Zukunft als Zentraler Polizeisender für die Sowjetzone in Betrieb genommen werden soll.

Das sowjetdeutsche Fernsehen ist in der technischen Ausstattung der Empfangsgeräte und der Studios hinter den westlichen Ländern zurückge-

blieben. Allerdings ist das Programm in den letzten Monaten weitgehend verbessert worden. Die Nichterfüllung des „Fernseh-Planes“ hat ihren Grund in den wachsenden Schwierigkeiten bei der Beschaffung von Ersatzteilen und außerdem darin, daß eine Breitenwirkung, die sich allmählich in der Bundesrepublik abzeichnet, fehlt. In der gesamten Sowjetzone und im Berliner Ostsektor sind heute etwa 4000 Fernseh-Empfänger im Betrieb. Dabei handelt es sich um die „Leningrad-T-2-Geräte“, die über einen Bildschirm von $13,5 \times 18$ cm verfügen und früher 3500 Ostmark kosteten, und neuerdings um die „Rembrandt-Geräte“ des Sachsenwerkes Radeberg. Diese wurden aus dem Fernseh-Empfänger FE 852 entwickelt und haben 22 Röhren, drei Fernseh-Kanäle und einen UKW-Teil. Der Preis beträgt 1300 Ostmark. Diese Geräte befinden sich zumeist in den Wohnungen sowjetdeutscher Spitzenfunktionäre und in verschiedenen sogenannten „Kulturhäusern“, so daß sich das Fernsehen vorerst mehr oder weniger zum Zeitvertreib für die „Rote Prominenz“ entwickelt hat.

Der neue Intendant des „Fernsehzentrums der DDR“, Probst (SED), der kürzlich den „politisch gemaßregelten“ Zilles ablöste, muß nach wie vor berichten, daß infolge technischer Störungen und Unzulänglichkeiten Sendungen ausgefallen sind oder neu aufgenommen werden mußten. Der sehr nüchtern denkende technische Leiter Augustin weiß sehr genau, daß sich das sowjetdeutsche Fernsehen immer noch im Zustand des Experimentierens befindet und die Sendungen manchmal nur „provisorisch“ sind. Dazu kommt noch, daß immer wieder Techniker und Ingenieure in Richtung Westen abwandern — und das trotz Lebensmittelpaketen, Prämien und Einzelverträgen. Aber bisher ist es Augustin mit seiner zwanzigjährigen Berufserfahrung (er war bis 1945 Chef des Berliner Fernsehsenders) immer wieder gelungen, den technischen Betriebe aufrechtzuerhalten.

Als den Fernseh-Leuten in Adlershof Ende vorigen Jahres die Richtlinien des „Staatlichen Rundfunkkomitees“ über die Programmgestaltung vorgelegt wurden, konnten sie nur resigniert feststellen: „Mit dem Programm halten wir Film- und Musikfreunde nicht vom üblichen Theater- oder Kinobesuch ab, dazu ist es zu langweilig!“ Und in der Tat entspricht der Sendeplan mit einigen Einschränkungen auch heute noch den Vorstellungen der kommunistischen Kulturfunktionäre von der „fortschrittlichen Waffe Fernsehen“. Da gibt es die „Aktuelle Kamera“ — einen Fernseh-Nachrichtendienst — Berichte vom „Jahr der großen Initiative“, politisch-wissenschaftliche Vorträge, Berichte von parteipolitischen Propagandaveranstaltungen und Sportreportagen. Alles unterliegt der starren Steuerung des Programms durch den Chef des „Staatlichen Rundfunkkomitees“, der neben dem Fernsehzentrum auch den gesamten Rundfunk-Apparat der Sowjetzone überwacht. Einzelne Opernbearbeitungen und Tanzbilder sind beim Publikum sehr gut „angekommen“. Aber immer noch stehen nur wenige geeignete Aufnahmräume für Fernsehspiele jeder Art in Adlershof zur Verfügung. Die vorhandenen Studios sind entweder zu klein oder nicht geräuschfrei abgedichtet. Daher mußten verschiedene Sendungen, verbunden mit erheblichen technischen Vorbereitungen, im Leipziger Rundfunkhaus aufgenommen werden.

Fernseh-Intendant Probst und sein Chefregisseur Herrmann können nun endlich wieder befreit aufatmen, da vor einigen Wochen erhebliche finanzielle Mittel für ihre Arbeit bewilligt wurden. Aber noch kurze Zeit zuvor mußten sie erleben, daß verschiedene sowjetdeutsche Theater- und Filmstars, denen man die Produktion einiger künstlerisch wertvoller Sendungen verdankte, „unabkömmlich für die Fernseharbeit waren“, als bekannt wurde, daß die bisher üblichen Stargagen nicht bezahlt werden konnten.

Wenn der Vater mit dem Sohne . . .

Vor einiger Zeit hat der Sohn des Leipziger Theologie-Professors Emil Fuchs, Dr. Klaus Fuchs, die ihm von Großbritannien gewährte Gastfreundschaft dazu mißbraucht, daß er Atomgeheimnisse an die Sowjetunion verraten hat. Fuchs wurde zu langjähriger Haftstrafe verurteilt.

Nach einer Meldung von dpa hat auf dem „Friedenstag“ in Weimar, der von der SED kontrolliert wurde, sein Vater die Äußerung getan: „Seit der Zeit der Reformation sind die Kirchen noch nicht so frei gewesen wie gegenwärtig in der Deutschen Demokratischen Republik.“ Er hat hinzugefügt, daß die Kirche in der Sowjetzone frei von jeglicher Bevormundung und Einmischung des Staates sei.

Diese Behauptung schlägt den Tatsachen ins Gesicht. Wir wollen nur die Zahlen angeben über die Inhaftierung und die schweren Strafen, die evangelische Pfarrer und kirchliche Beamte in der Sowjetzone vor dem 17. Juni 1953 erlitten haben. Es handelt sich um nicht weniger als 27 Personen. Gegen sie verhängte Zuchthausstrafen bewegen sich zwischen dreieinhalb Jahren als Mindeststrafe und lebenslänglichem Zuchthaus. Ein Pfarrer ist zu 10 Jahren Arbeitslager, ein anderer zu 25 Jahren Freiheitsstrafe verurteilt worden. Bemerkenswert ist auch, daß bei nicht weniger als vier Pfarrern oder kirchlichen Beamten vermerkt ist, sie seien „verschollen“. Von anderen ist zwar der Aufenthaltsort bekannt, aber nicht die Höhe der Strafe. Ihr einziges Verbrechen bestand darin, daß sie ihre Priesterpflicht gegenüber ihrer Gemeinde erfüllt haben. Im katholischen Lager sieht es nicht viel anders aus, und auch darüber können erschütternde Zahlen beigebracht werden. Das „Neue Deutschland“ brachte im Februar ein Bild von Fuchs mit seiner devoten Verbeugung vor Molotow, dessen „Verdienste“ auf der gescheiterten Berliner Konferenz er lebhaft anerkannte. Sein Verhalten ist um so unverständlicher, als er 1933 von den Nazis seines Amtes an der Lehrerakademie in Kiel entsetzt und neun Monate in Haft gehalten wurde. Selbst seine Verbindung mit den Quäkern hat ihn nicht vor der Verblendung gegenüber dem sowjetischen Terror bewahrt. Man sagt, daß der Achtzigjährige von Ehrgeiz getrieben wird. So gilt für ihn nicht die einzige Entschuldigung für seine unverantwortlichen, von der Sowjetpropaganda breit ausgenutzten Äußerungen, daß sie von der SED erzwungen worden seien. Man muß annehmen, daß die Neigung, den Sowjets nach dem Munde zu reden und ihnen Handlangerdienste zu erweisen, eine Familienkrankheit ist.

Politische Broschüren

Paul Fleig: „Das Elternrecht im Bonner Grundgesetz“. Verlag Herder, Freiburg. DM 2,—.

„Vertriebenen-Fibel“. Hrsg. vom Hilfswerk der Ev. Kirche in Deutschland.

Bernhard Sagolla: „Die Rote Gestapo“. Hrsg. von der Kampfgruppe gegen Unmenschlichkeit.

„Das Saargebiet — Zankapfel oder Brücke?“ Hrsg. von der Union Européenne des Fédéralistes.

Schriftenreihe der Hochschule für Politische Wissenschaften, München:

Heft 44: Prälat Wlth. Johannes Böhrer: „Katholische Kirche und Staat in Deutschland“ / Staatspräsident Mohammed Naguib: „Mein Reformprogramm“.

Heft 45: Prof. Dr. Hans Raupach: „Atlantische und eurasische Wirtschaft“ / General Francisco Franco: „Spanien und USA“.

Heft 46: Prof. Dr. Michael Freund: „Das Elitenproblem in der modernen Politik“ / „Der Weg nach Berlin“.

Heiden

Erzählung

Bei Tisch redete der Capitano ohne abzusetzen, er redete beim Kauen, er redete, während er nach der Türe horchte — es kam aber niemand — er redete noch, als er sich die Tomatensoße am Tischtuch von den Lippen wischte. Zwitschernd sog er die Spaghetti ein, er zermalmte das Steak, schlürfte den Pfirsich mehr aus, als daß er ihn aß. Und redete. Wir waren allein im Speisesaal, der Kellner schlief im Stehen an der Anrichte oder tat doch, als schliefe er, um besser hören zu können. Die Sonne drückte heiß gegen die geschlossenen Persianen, und die Fliegen blieben faul auf dem Tischtuch sitzen. Der Capitano, von der Polizeitruppe, sprach über die Unruhe in den sizilischen Dörfern, von Gewaltakten, Entführungen und hohem Lösegeld, das dann zuweilen irgendeine Armut mit Gold segnete; von Verrätern, die abgeschossen wurden, und von Müttern, die, obwohl sie die Mörder kannten, wie mit Eiden versiegelt schwiegen. Überhaupt dieses breite Schweigen im Lärm. Ein gewisser Giuliano aus Montelepre hatte den Banditenmythos wiedererweckt, er saß mit zwanzig Leuten zwischen Fels und Strauch, sie waren selber Fels und Strauch. Zweitausend Carabinieri konnten mit den raffinierten Waffen der Neuzeit die uralte Verschlagenheit nicht brechen. Dieser Mann verlor sein Königreich im Herzen der Sizilianer auch nicht, als er siebenundneunzig Menschen in den Tod geschickt hatte. Der Capitano war eher klein als mittel, drahtig und von zerlederter Haut, über dem Mund tanzte beim Kauen und Sprechen das Schnurrbärtchen. Die Uniform, die er mit kindlichem Stolz trug, war peinlich gepflegt; seine Manieren waren es weniger. Er sagte:

„Nennen Sie es meinetwegen Zynismus, wenn er am hellen Tag in Palermo, in einem Café bei Quattro Canti, Briefe schreibt: an reiche Grundbesitzer, denen er Millionen abfordert — sie sind da, gut, sie können entbehrt werden, denken Sie, wie Sie wollen — oder an Behörden, weil sie bei seiner Verfolgung Dummheiten gemacht haben. Zynismus, und doch noch etwas mehr: das Überlegenheitsgefühl des Wildlings, der wieder einmal aus dem Schwefel Siziliens hervor gegen die Ordnung stößt, die das Ursprüngliche in Ketten schlägt. Der frißt sich noch durch alle Fallen durch, vielleicht hierher nach Girgenti und findet ein Schiff mit einwandfreien Papieren, Geld hat er wie eine Feigenernte, und verkauft sich an einen Revolutionsgeneral in Südamerika, wie die es machen, die in Europa nicht recht behalten haben.“ In seinen Pupillen blitzten die Schüsse der

Bewunderung. Hätte die Karriere ihn nicht der staatlichen Macht verpflichtet, so hätte er wohl auf der Seite des heißen Abenteurers gestanden. „Er ist der tollste Kerl des Jahrhunderts“, sagte er. Ich lachte ihm ins Gesicht. „Aber, Capitano!“

„Der Schwefel glimmt in uns, der Ätna und wir, das ist dasselbe. Gewiß, man geht auch in die Kirche, die Heiligen sind gut und verzeihen vieles. Als Ausländer werden Sie das nicht verstehen.“ Beim Trinken blickte er wieder, und das war bestimmt kein Zufall, nach der Türe. Es kam noch immer niemand. „Wir sind alle doppelseitig“, sagte ich, „gerade wenn wir uns für das Gute einsetzen wollen, juckt unter der Haut das Böse.“

Das langweilte ihn. „Sie werden heute kaum aus Girgenti fortkommen. Die Eisenbahner sind in Agitation, es hätten auch die Elektrizitätsarbeiter oder die Pfirsichpflücker sein können. Man will uns ablenken, hier steckt doch alles unter unter einer Decke. Schon der Nachmittagszug nach Syrakus dürfte ausfallen.“ Ich fragte nach Autobusverbindungen. „Der Chauffeur wirft Sie auf der Landstraße hinaus, zwanzig Kilometer weit kein Dach, und er knattert mit qualmendem Auspuff in den Streik hinein.“

„Das Land bleibt trotzdem großartig“, sagte ich, „und der Wein!“ „Danke.“ Wir schenkten uns im Einverständnis wieder ein. „Meistens schimpfen die Reisenden, und wir müssen verteidigen, worüber wir selber schimpfen.“ Er blickte auf die Uhr. „Können Sie in vierzig Minuten marschfertig sein? Mein Jeep startet punkt zwei. Der Abend wäre für Sie angenehmer, wir haben Anfang Juni, die Sonne röstet einen, der es nicht gewöhnt ist.“ Ich fragte, wie weit er führe. „Nach Osten, dann nördlich bis Leonforte. Vorher passieren wir Enna. Dort kann ich Sie dem Kommando empfehlen.“ Der Name Enna klang tröstlich. Ich kannte die Stadt noch nicht, aber ich wußte von einer Felsenkrone in Weizenfeldern und daß die Griechengötter vor ihrem Ende nach Enna geflüchtet waren. Enna war die Stadt der Demeter bis tief in die christlichen Jahrhunderte hinein. Der Capitano versprach, mich vor der Hotelgarage zu erwarten.

Die Sonne war auf den Hof gestürzt, niemand wagte sich durch das flirrende Glutquadrat. Im Schatten der Mauer lag ein Hund wie ein Kadaver, er hob nicht einmal die Schnauze, als ich vorüberging. Es war zwei Uhr, kein Capitano zu sehen, der Garagenwart wußte nichts von Aufbruch, versprach aber, mich rufen zu lassen. Es wurde fünf, ehe man klopfte. Er saß am Steuer, erklärte nichts, entschuldigte sich auch nicht und kaute ungeduldig sein Bärtchen, wobei er wieder auf eine Türe starrte, diesmal war es der Hoteleingang, der mit einer Lederplane verhängt war. Und diesmal kam jemand. Im Lederspalt erschien zuerst die Hand, dann der Kopf, dann die Gestalt von Miß Milliken. Auf sie schnubberte der Hund sich träge zu. Sie trug eine unförmige Hornbrille mit rauchfarbenen Gläsern, das Gesicht war nichts als Brille, das Kinn kam dabei zu kurz. Der Capitano hörte mit Kauen auf, um seine Lippen spielte die Welle eines Lächelns, auch Miß Milliken lächelte, es war eine wortlose Korrespondenz. Auf dem Wege zum Wagen zog sie das schwarze Band aus dem Haar, der blonde Schopf atmete befreit auf. Seine Hand kam ihr elegant und energisch entgegen, sie griff danach und saß schon neben ihm.

Miß Milliken trug lange graue Hosen, die ein schmales Becken und hohe Beine verrieten, und eine gelbe Golfjacke, in der die Andeutung weiblichen Reizes nicht zu übersehen war, sie schien auch darauf Wert zu legen. Wegen der Hosen hatte sie Ärger mit der Polizei gehabt, man liebte hier an Frauen nicht die männliche Montur, doch hatte sie den Kampf bestanden. Ich kannte sie von Ansehen, da wir am gleichen Hotelkorridor gewohnt hatten. Sie war von der zartschenkeligen Rasse, bei der jeder Schritt Erstaunen ausdrückt, wie leicht es sich über die harte Erde gehen läßt. Diese Geschöpfe, die ihre jungfräuliche Hoheit aus Amerika herüberbringen, betrachten Europa als ein Exotenland und warten darauf, daß der bocksfüßige Pan sie an einem sirrenden Sommertag in die Gräser wirft, worauf sie ihr Abenteuer in die genormte Häuslichkeit von Omaha oder Boston mitnehmen; denn Pan ist nicht mit Kolumbus über den Ozean gefahren. Sie war fleißig durch Gestrüpp und Ruinen gestiegen. Junge Mädchen können ein Programm äußerst gewissenhaft verfolgen, auch wenn sie sich dabei langweilen. Grace Milliken war geblieben und Pan wohl fühlbar in der Nähe gewesen. Am Morgen, beim Concordiatempel, hatte ich nicht erwartet, so kurz nach Sonnenaufgang jemandem zu begegnen. Aber aus einer eingestürzten Gräberhöhle stiegen die grauen Hosen und die gelbe Jacke. Ich saß auf einer umgestülpten Säulentrommel, Miß Milliken bemerkte mich nicht. Mit hohen Schritten — wie unpraktisch wäre da ein Rock gewesen — ertastete sie über die Disteln weg ihren Weg zum Tempel, ein schlankes Tier auf Suche oder Flucht. Sie lehnte dann gegen eine der waldgewaltigen Säulen, als gehöre sie plastisch dazu wie früher die Marmorfiguren, die längst verschleppt worden waren, und war, ohne sich zu bewegen, ein Atemzug Leben und ein Farbton im Grau des Steins. Das Heroische wurde zur Idylle. Das Meer bebte zärtlich im weiten klaren Morgen. Eine Hummel brummte aus der Schafgarbe, nie hört man den Sommer so durch die Stille läuten wie im Summen einer Hummel. Deshalb sprach ich Miß Milliken nicht an, beide blickten wir auf das wiegende Blau hinaus, hinter dem Afrika beginnt. Der Capitano hatte anscheinend nicht geschwiegen und Grace Milliken anscheinend nichts dagegen gehabt.

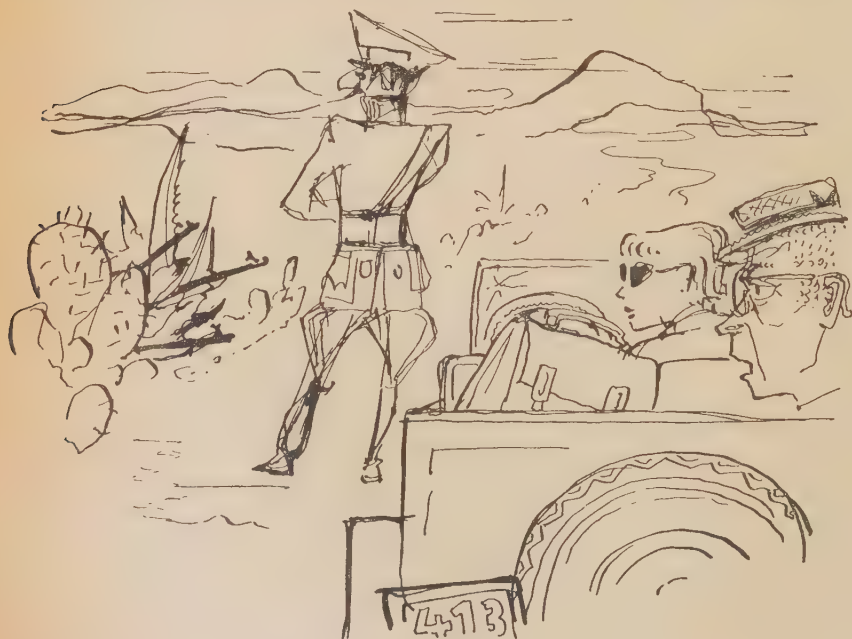


Jetzt saß sie neben ihm und ich hinter beiden. In der Stadt waren die Häuser gegen die Sonne verrammelt, einmal stand eine Türe spaltweit offen, eine alte Frau beobachtete uns reglos: vielleicht fuhr der Offizier am Steuer geradenwegs in die Gewehre ihres Abgotts. Die knallenden Gassen flohen hinter uns, das Meer verschwand, das Grün der Rebhänge, der bunte Kalk der Mauern, es verschwand der Geruch von Öl, Mist, Ziegen. So unbewegt war die Luft, daß die Staubwolke des Wagens über der Straße stehenblieb. Das Korn war geerntet, der Baum leer von

Frucht, das Land ruhte aus vom Spenden. Die Straße, nicht der Motor, schnurrte unter uns.

Im Auf und Ab der Hügelwellen, die von sommertrockenen Bachbetten gekerbt waren, trifft man sonst Bauern auf hohen zweirädrigen Karren, mit Bildern aus der Geschichte Siziliens naiv und bunt bemalt. Wir trafen nur einmal einen Hirten auf einem Maultier. Rechts und links hatte er Taschen an gekreuzten Bändern, der spitze Hut war tief über den Kopf gestülpt, und hinter dem Sattel schwoll der Futtersack auf beiden Seiten hinunter; dazu die gelbe Kürbisflasche. Homerisches war um ihn, wenn ich auch zweifle, daß Eumaios Hosen aus Manchestersamt und Stiefel getragen hat. Dafür konnten beide fluchen. Die Staubwolke verschlang ihn, seine Faust fluchte aus der Wolke dem Capitano, der jungen Dame und mir. „Und bei uns heißt es immer“, sagte Miß Milliken, „Italien sei das frömmste Land der Erde, man müsse sich daran ein Beispiel nehmen.“ Da konnte der Capitano nur lachen.

„Greifen Sie denen in die Taschen, was fischen Sie? Rechts einen Rosenkranz, links ein hexenbesprochenes Wurzelstück oder auch beides in eins geknäuelte aus derselben Tasche. Beim Beten denken sie an Riesen im Ätna und an Zaubersprüche nachts in Höhlen. Wenn der Ätna Lava geifert, schreien sie nach Prozession, Marienfahne, geweihten Bildern und würden ihre Seele gegen ein Lächeln der Madonna einhandeln — bis die Lava steht. Gleich laufen sie wieder zu den Hexen. Der ‚König von Montelepre‘ wäre nie so weit gekommen, wenn die Leute nicht im Aberglauben wateten. Durch den Aberglauben wurde er zu einer Naturgewalt, er ist überall, auch wenn man ihn nicht sieht, er ist wie der Teufel in ihren



Leibern, er ist ihre Erde, ihr Patron, ihr gehätscheltes Glück, ihr Statthalter der Gerechtigkeit. Wenn er eines Tages, der Herr strafe seine Sünden, zur Hölle fährt, werden sie ihn noch unter die alten Götter versetzen.“

Die abgleitende Sonne schickte Schwerter und Pfeile aus, der Himmel war durchbohrt wie die Brust der mater dolorosa. Für Sekunden blitzten Fenster fern auf einer Bergspitze, aber scharf in Gold. „Ist das Enna?“ fragte ich. Der Capitano antwortete: „Enna sehen Sie erst, wenn Sie mitten drin sind, es zeigt sich nur von Norden. Nein, es ist Caltabecca.“

Bei einer Talfalte, schon schwärzlich von Lava, und wo Lava ist, wuchert Kaktus, schoben sich plötzlich Gewehrläufe aus den Stachelblättern. Grace Milliken schrie nicht, aber ihre Nasenflügel zuckten. Der Capitano kletterte aus dem Wagen und tat, als wolle er einem Feinde kühn die Brust bieten. Es fiel kein Schuß, der ihn in den Staub und uns in ein fragwürdiges Schicksal geworfen hätte, einfach weil kein Feind da war. Ein Carabiniere salutierte, sie verhandelten eine Weile lang, der Capitano kratzte sich am Hals, der andere zuckte die Achseln. „Nichts mit Enna“, sagte er, wieder am Steuer, „die Straße ist abgeriegelt, wenigstens für den Zivilverkehr. Keine Verbindung nach Syrakus, Signore! Ich müßte Sie bei der nächsten Kontrollstelle zurücklassen, selbst wenn ich Sie als meine Häftlinge ausgäbe. Nach Girgenti zurückzukehren habe ich keine Zeit. Bleibt nur Caltabecca.“ Er zwinkerte in den Spiegel. Miß Milliken verzog den Mund: „Überall in der Welt gibt es Hotels.“ Der Capitano pfiff.

Wir fuhren die Serpentine nach Caltabecca hinauf. Der Ort saß wie ein alter Hut auf der Bergspitze, Wind, Regen, Sonne hatten ihn ausgefranst, aber so schäbig er geworden war, er ließ sich nicht fortreißen. Auf der Krampe lag ein Häuserkranz, wo eine Lücke war, hatte man sie mit einer niedrigen Mauer abgeriegelt. Die Domkuppel tat sich nicht sonderlich hervor, doch hielt sie das Ganze zusammen. Als wir an der vorletzten Kurve waren, hagelten Steine auf die Plane, über die Mauer hing eine Traube von Kinderleibern. „In Caltabecca ist immer der Teufel los“, sagte der Capitano.

Oben hielten wir auf einem ovalen Platz zwischen Zisterne und Dom. Das Kindergeschrei hatte wie Alarm bei Feuer gewirkt, die ganze Gemeinde war auf den Beinen: auf der Domtreppe der Priester, einen Tupf von schwarzem Käppchen auf dem Haarsilber, die Hände in die Ärmel vergraben; der Sindaco in einer Gruppe schweigender Männer vor der Trattoria; die Frauen an den Fenstern; die Ziegen drängten aus dem Stall, und die Knaben zeichneten mit den Fingern unanständige Figuren auf den Staub der Kühlerhaube. Nach der Talstille war es ein Jahrmarkt, ein Opernjahrmarkt, auch eine Ziehharmonika war da. Als der Capitano auftauchte, verstummte sie. Miß Milliken wollte schon den Fuß auf die Domstufen setzen, aber Don Sappù, der Monsignore, drängte sie zurück, nicht mit der Hand, er tat es mit der Kante seines Breviers. „Sie können so — so wie Sie sind, in dieser Kleidung, hier nicht aussteigen!“ Der Capitano grinste: „Wir sehen es ein, Monsignore.“ Und zu mir sagte er: „Der Padrone der Trattoria wird Ihnen ein Bett irgendwohin stellen.“ Schon schnurrte der Motor wie eine Katze, sprang auch wie eine Katze

vom Platz weg, die Serpentina wieder hinunter in den Abend fort, Pan hatte seine Beute gepackt. Zu spät begriff Monsignore, daß er geholfen hatte, den Raub in Sicherheit zu bringen. Übrig blieb ich, allein mit der Neugierde eines fremden Ortes.

In der oberen Kammer, eine enge Steinstiege hinauf, waren Kisten aufgestapelt, Stroh quoll aus ihren Ritzen, wahrscheinlich waren sie eine Herberge für Mäuse, doch das zählte jetzt nicht. Ein blechernes Waschbecken wurde gebracht, ein Krug Wasser, ein Handtuch, jedes Stück einzeln und von anderer Hand, alle wollten das Wesen aus der Nähe betrachten, das der Weltwind heraufgeweht hatte. Das Fenster lag gefängnishoch unter der Decke. Unbemerkt einen Blick in den Ort zu tun, der durch meine Ankunft aufgestört war, wie der Schauspieler durch das Loch im Vorhang, oder die Felderweite im Abendglanz zu sehen, stieg ich auf eine Kiste. Gerade da wurde die Türe wieder geöffnet, eine Frau von gewaltigen Formen brachte Bettzeug, auch ein Heiligenbild war unter ihren Arm gepreßt. Mein offenbar irrsinniges, vielleicht selbstmörderisches Unternehmen erschreckte sie so, daß sie Bettzeug und Heiligen Benedikt fallen ließ und die Türe zuwarf.

Unten war alles für das Abendessen gerichtet, zwei Tische vor dem Haus, auf dem einen ein eiserner Faßreifen mit Lichtern. Die Luft blieb so still, daß sie nicht flackerten. Niemand war gegangen, man wartete auf mich, die Kinder auf dem Brunnenrand wie Sperlinge auf dem Telegraphendraht, die Frauen, ihre Säuglinge am Halse, in den Logen der Fenster. Die Domkulisse ragte ins Dunkle, und die Männer standen in den Ecken wie die Verschwörer in der Oper. Ich kam mir vor als ein Solist, der, auf die Bühne gestoßen, zu einer Arie ansetzen soll. Die Sterne erwachten. Über die niedrige Mauer weg sah ich im Horizont die Silhouette des Berges, dessen Spitze eine Rauchkrone trug. Der Ätna.

Die Mädchen hatten die Küchentische ans Fenster gerückt, um nichts von Platz und Szene zu verlieren. Sie hoben die Strähnen der Eiernudeln von den Stangen, ohne sie zu zerreißen, ein Kessel brodelte, die Flammen darunter beschienen in zuckenden Takten die schönen dunklen Hexen bei ihrer Schlangenbeschwörung. Die dicke Frau, Elettra gerufen, klopfte ein großes Stück Rinderrücken, während sie kreischend das irrsinnige Abenteuer meiner Kistenbesteigung hervorstieß. In den Pfannen spritzelte Öl. Der Wirt schleppte Fiaschi heraus, nicht nur für mich, aber es war doch, als würde ein Festmahl für mich gerichtet. Einer nach dem anderen trat wortlos grüßend heran und setzte sich, kleine Kaufleute, ein Metzger, Weinbauern, der Gemeindeschreiber, der noch die schwarzen Lüsterärmel trug. Tisch um Tisch wurde herangerückt, ein zweiter, ein dritter Lichterreifen auf die länger werdende Tafel gestellt. Man trank schon, brockte Brot und sprach kauend vom „König von Montelepre“.

Auch Don Sappù schattete aus der Kirche heraus, er warf einen Blick auf Tische, Kerzen, aufglänzende Gesichter und nahm mir gegenüber Platz. Die Teller, gehäuft mit weißgelber Paste, dampften wie Vulkane aus allen Schluchten, und die dunklen Fluten des Fleischsaftes sickerten hinein wie Lavaströme in die Falten des Ätna. Die Gabeln richteten ein Erdbeben an, der Brodem umschleierte die Lichter, erhitze die Köpfe.

Minutenlang war nichts zu hören als das Nudelschlürfen. Hier wurde nicht nur der Leib vollgeschlagen, hier wurde eine Messe genießerischer Wollust zelebriert.

Dann kam noch einer. Ich hörte die Schritte schon aus einer Gasse herauf mit dem Hall von Stattlichkeit und Schwere: es kam eine löwen-ähnliche Majestät, die Augen glitzerten, ein weißer Schopf wogte bei jedem Schritt über die Stirne, ein weißer Bart schwappte über die breite Brust. Auch Don Sappù hatte die Schritte gehört, aber sich nicht umgedreht, offenbar ärgerte er sich. Die Nasenflügel des Ankömmlings zuckten. Wie er die Esser an der Arbeit sah, klatschte er in die Hände: „Ei



so! Ohne mich?“

Am oberen Tafelende wurde zusammengerückt, er nahm seinen Platz mit der Selbstverständlichkeit des Herrschers ein; die Schar hatte ihr Haupt gefunden; wie mir schien, ein würdiges und prächtiges Haupt. Niemand wartete mehr auf meine Arie.

„Und wovon reden sie?“ knurrte Don Sappù. „Als ob's nur noch Banditen auf der Welt gäbe.“ Ich erwiderte: „Ein archaisches Bild, Monsignore, und zum Archaischen gehören neben den Königen, Hirten, Dichtern, Bettlern auch die Banditen.“ Er sagte: „Ich habe die Antike mit Maß geliebt, Hesiod zum Beispiel, denn er hatte die Demut, die ihn das Los der Beladenen beklagen ließ.“ — „Und Homer?“ — „Mit Maß auch den, Signore. Zuviel Lust am Greuel. Denken Sie an das gierige Gemetzel im Palast von Ithaka. Der Geist ist ungut, vor allem in den Göttern. Und der ist den Leuten hier noch auf unheilvolle Weise nahe. Gewissenlose Menschen drücken sie sogar mit der Nase darauf. Dann finden sie es wunderbar, wenn ein solcher kümmerlicher Prediger“, Sappùs Blick stach nach dem gewaltigen Mann hinüber, „ihnen mit Schmeicheleien kommt: ‚Sizilianer, ihr seid die Nachkommen dieser herrlichen Kulturträger.‘ Dann ist's aus mit Gott und christlicher Demut!“

Die Pasta war gegessen, jeder Teller mit Brotkrusten wie mit Katzenzungen blank geputzt. Wirt und Mädchen trugen Berge von Artischocken auf. Da erhob sich der gewaltige Mann, er griff zum Glas und sprengte, wie es die Griechen taten, das erste Weinblut auf das Pflaster. „Freunde“, sagte er, „Poseidon hat einen Fremdling gnädig am Strande Trinacriens landen lassen. Ich seh's, wie beglückt er ist, unseren Wein zu trinken, nach Fahrten durch Länder und Meere unseren Frieden zu genießen. Fremd-

ling, wer du auch seist, sei begrüßt in unserer Heimat Caltabecca!“ Alle Gläser hoben sich mir entgegen, auch das von Monsignore, obwohl er den Mund verzog, als habe er sauren Wein bekommen.

„Wer ist dieser majestätische Mann?“ fragte ich. „Mir scheint, er besitzt Güte, Lebensfreude, Verschmitztheit.“ — „Majestätisch ist nur der Bart, die Zunge dahinter klein und böse. Fragen Sie die Leute, wen sie mehr lieben: die Schutzpatronin von Sizilien oder den Doktor Belfiore, so werden sie lügen: die heilige Agata; ihr Herz schlägt für den Arzt, der keine Rechnungen schreibt, aber in ihren Kochtöpfen zu Hause ist. Hören Sie ihn nicht heranschnüffeln, kaum daß die Paste auf dem Tische war? Er ist vor siebzig Jahren in Caltabecca geboren und wird voraussichtlich auch hier sterben. Er hat ein ausgezeichnetes Doktorat gemacht und sollte ein Stipendium aus Rom bekommen, damit er die Hochschulkarriere einschläge. Was hat er dem Minister geantwortet? ‚Die Armen brauchten dringend praktische Ärzte, dringender als die Reichen gelehrte Professoren.‘“ Ich fragte, wo denn das Negative an ihm läge. Don Sappù zog kriegerisch ein Artischockenblatt durch die Zähne. „Er glaubt wirklich noch an Demeter, Apollo, Hephaistos und träufelt’s den Leuten wie eine Medizin ein, anstatt ihnen ein christliches Beispiel zu geben.“ Ich sah mir diesen abscheulichen Sünder an, der gerade einem zerlumpten Hirten eine fette Artischocke zuwarf. Und dann hörte ich seinen vollen Baß über die Köpfe hin tönen:

„Wüßt ich mir wahrlich doch kein besseres Ziel und kein schöneres,
Als wenn froher Sinn die ganze Gemeinde beseligt,
Wenn sie in Reihen sitzen beim Schmaus im Hause und innig
Lauschen dem Sänger. Es stehen vor ihnen die Tische beladen
Voll von Wein und Fleisch, es schöpft aus dem Krüge der Mundschenk...“

Melodischer konnte kein Griechisch-Lehrer seinen Homer zitieren. Ich sah darüber die Sterne im Dunklen, Kassiopeia, Andromeda, Kastor und Pollux, die auch Griechen waren, und draußen im Nachtgrau die Feuerwolke des Ätna, ich sah den Hirten und die vom bäuerlichen Handwerk gefurchten Gesichter, aber auch Münder, triefend von Öl, und Augen, die Elettras gewaltigem Busen folgten, vor dem sie den Rinderrücken heranschleppte; und der Wirt trug neuen Wein auf. Beinahe war’s wirklich phaeakisches Land, die Götter Griechenlands saßen an unserem Tisch. Ich wiederholte: „Nehmen Sie es als Bild, Monsignore, was sich über die Jahrtausende erhielt, den Hirten am Stab, den Rebstock am Hang, den alten Barden am Tisch und drüber die Sterne. Auch die biblische Welt ist da: am Fenster die Frau mit dem Kind wie von einem frommen Meister in den Rahmen gestellt.“

Don Sappù wählte umständlich, doch mit Kenntnis, die Stücke Fleisch für seinen Teller. Die Ziehharmonika zirpte auf, die Kinder, müde vom Zuschauen, jagten schrillend über den Platz. „Wenn Belfiore nicht weiter weiß“, sagte Sappù, „denn oft kommen die Patienten erst, wenn es zu spät ist, scheut er sich nicht, sie zur Wundbesprecherin, zur Kräuterjole, zu schicken, er legt seine Verantwortung in die Hände des Schwindels!“

„Die heutige Medizin, Monsignore, respektiert in gewissen Grenzen die Naturheilkunde“, sagte ich, „die Formeln sind elastischer geworden, man

bedenkt mehr die Wirkungen der reinen Naturkräfte.“ Sein Messer rutschte schreiend auf dem Teller aus. „Aber wozu dann diesen Hokus-pokus nächtlicher Beschwörungen, hinter geschlossenen Läden, bei einer Pechfackel im magischen Zirkel, Signore, das ist Unterwelt!“ Fledermäuse taumelten aus dem Dunkel um die Köpfe, die Flammen erschranken.

„Er ist schlau wie sein listenreicher Odysseus“, sagte ich, „er schiebt die hoffnungslosen Fälle von sich weg und behält den Ruhm der heilbaren.“ Don Sappù schüttelte den Kopf, er hörte zu kauen auf. „Als er vor zwei Jahren erkrankte, ein leidiges Magengeschwür, ist er selber zu ihr gegangen!“ — „Jetzt scherzen Sie, Monsignore!“ — „Ich hab's von meinem Fenster aus gesehen, um Mitternacht, in die alte Gasse, wo sonst niemand wohnt. Kapazitäten, die ihm helfen wollten, hat er davon gejagt, mich hat er vor der Türe stehen lassen, aber zu ihr ist er gegangen!“ — „Und hat sie geholfen?“ — „Er hat eine Pferdenatur. Er will hundert Jahre alt werden. Als die Pfirsiche reif wurden, hat er ihr eigenhändig und am hellichten Tag einen Korb voll gebracht.“

Auch der Braten war gegessen. Auf einem riesigen Holzbrett schleppte Elettra die Käsefladen heran, und die Mädchen brachten Schüsseln voll Obst, die Hände wählten kennerisch, und die Nasen prüften den Duft.

Dem Arzt war unser Gespräch anscheinend nicht entgangen. „Hast du mich wieder schlecht gemacht, Sappù?“ fragte er herüber. — „Ich pflege nur die Wahrheit zu sagen, Belfiore.“ — „Manchmal tut's mir leid, daß du den schwarzen Rock trägst, denn du bist doch genau so streitlustig wie ich.“ — „Ich bin nicht feig.“ — „Meine Münze ist rauhes Eisen — du mußt beim Gold der Sanftmut bleiben. Tu's auch bei der armen Jole. Warum soll ich ihr nicht ein paar Pfirsiche zuwerfen, damit sie sich daran freut?“ Er stand groß auf. „Siehst du, Sappù, ich glaube an Gott und die Madonna, das muß dir genügen. Da er der Schöpfer ist, hat er auch die Griechengötter geschaffen. Das war sogar ein großartiger Schöpfungseinfall. Da die Menschen noch nicht reif für ihn selber waren, zog er sie aus dem Urschlamm heraus und schenkte ihnen die Phantasie. Damit bevölkerten sie die Welt, die hart und eine blutige Schinderei war. Ist es nicht reizend, daß für sie eine Quelle ein hübsches Mädchen wurde, ein Ozeansturm ein muschelblasender Triton! Was sind sie für uns heute? Elektrische Kraftzentralen. Deshalb liebe ich die Antike.“ — „Und deshalb läufst du zum Kräuterweib?“ — „Ach zum —“, Belfiore zerquetschte noch rechtzeitig den Fluch auf seinen Lippen.

Die Männer um den Tisch begriffen nichts von der Ereiferung, sie mischten sich nicht ein: die Ehrfurcht vor Don Sappù war ein Gesetz, die Liebe zu Belfiore ein anderes, aber daß gestritten wurde, paßte ihnen zum Wein. Es war einen Augenblick so still, daß man das Sägen eines Motors von der Straße herauf hörte, keine schöne Musik in den Ohren Belfiores. „Wo säumt der Kitharoede, das Mahl mit Liedern zu verklären?“ rief er, „vom Streit der Geister in die sanften Gefilde abzulenken? Was soll der Fremdling denken?“ Als aber die Harmonika einige Akkorde zog, winkte er ab. „Den Gast zu ehren, will ich von jenem anderen erzählen, der zerschunden, müde und nackend an den Traumstrand der Phaeaken getrieben wurde, und, nicht ehe er einen belaubten

Zweig gebrochen hatte, seine Blöße zu decken, vor die Prinzessin Nausikaa hintrat: „Und so begann er denn schmeichelnd die wohlberechneten Worte —“, wobei Belfiore die Lider schloß, blind wie der ionische Sänger im Bart, die Hand gegen die Sterne erhoben, sie herabzureißen ins Irdische und in die Seligkeit des Weins:

„Bist du ein Weib der Menschen, die sterblich auf Erden,
dreimal selig preis ich dir dann den Vater, die Mutter,
dreimal selig die Brüder. Muß ihnen nicht immer vor Wonne
höher schlagen das Herz bei deinem reizenden Anblick,
wenn solch liebliche Blüte sie schreiten sehen zum Reigen!
Aber von allen im Herzen am seligsten preise ich jenen,
der dich mit Gaben der Hochzeit erringt zu bräutlicher Heimfahrt.
Denn meine Augen sahen noch nie solch sterbliches Wesen . . .“

Don Sappù war nicht unempfänglich für den Wohllaut des alten Rhapsoden, jedenfalls billigte er ihm zu, daß er einen eleganten Ausweg gefunden hatte. Das Kinn in die Hand gestützt überlegte er, wie er fürs Ende ein gutes theologisches Wort finden könne, die Hörer in seine Hürde zurückzuführen. Darin wurde er gestört. Irgendeine Bewegung störte die Hörer, selbst der blinde Homer spürte die Ablenkung, er schlug die Augen auf. Die Leute beugten sich vor. In der schwärzlichen Gassenmündung, wo nur trüb das Lämpchen am Tabernakel glomm, tauchte jemand blaß aus dem Schattenreich empor. Belfiore wiederholte, während er den eisernen Lichterreifen hochhob, seinen letzten Vers, zögernder, bis die letzten Worte abstarben:

„Denn meine Augen sahen noch nie solch sterbliches Wesen,

Sei es Mann oder Weib, dein Anblick erfüllt mich mit Ehrfurcht . . .“

Auch Don Sappù folgte der Richtung der Blicke: er sah eine gelbe Golfjacke, ein Paar graue Hosen, dazu den blonden Schopf einer Frau. Pan hatte seine Beute wieder freigegeben. Belfiore stellte den Lichterreifen zurück. „Fremdling, wer du auch seist, sei gegrüßt in unserer Heimat Caltabecca!“ Sappù raffte seinen schwarzen Rock zusammen und verließ würdig und aufrecht das Schlachtfeld. Ich trat auf Miß Milliken zu. Sie war blaß, das Haar in Unordnung, das schwarze Band hing wie eine Trauerfahne aus ihrer Hand, auch die dunkle Brille hatte sie abgenommen; im Jackenärmel gab es einen langen Riß. Sie sah die Tafel, die Lichter, die neugierigen Männer und in den Fensterloggen die Frauen. Als sie mich erkannte, bekam sie ein kleines Lächeln. „Glauben Sie, daß ich hier ein Zimmer haben kann?“ fragte sie.

Zeichnungen: H. Beck

Elegie auf den Tod eines jungen Dichters

für A. X. G.

Die Nachtigall in deinem Kopfe schweigt,
Das Schluchzen eines unbekannten Vogels,
Die kleine Kehle in der deinen,
Die Stimme über deiner Stimme.

Sie starb an dir. Fünf Tode starb sie:
Den des Vertrauens, den der Hoffnung, des Geduldens,
Der Liebe, die die Schwermut überliebt,
Und den des Menschen, der du warst, mit Leidenschaften,
Mit Blut, das aus den Nachtgebüschsen stürzt
In neue Nacht.

Der unbekannte Vogel schweigt: getötet.
Sein rasches Flügelschlagen, seine Ängste
Vor dir, vor deinem Zugriff, deinem Handanlegen:
Zu spät! — Die fremde Nachtigall ward auf der Luft begraben,
In der du umkamst, im Zenith
Der Träume, die dich leicht besuchten
Und täglich.
Ihr Wesen — verletzlicher als Echo aus dem Winde —
Hält sich noch eine Zeitlang im Gedächtnis
Der Stille wie in einem unsichtbaren Käfig.

Sie war Besuch in dir,
War vor dem Hintergrund von Leben,
Deinem Leben,
Der Gast aus einer Schöpfung, sehr vergänglich,
Voll Zufall und voll Gleichnis, überzählig
Und nutzlos wie gepreßte Algen, Gräsermähen und Zikadenschaum.

Die Nachtigall in deinem Kopfe schweigt,
Das Schluchzen eines unbekannten Vogels,
Die kleine Kehle in der deinen,
Die Stimme über deiner Stimme.

In Ohnmacht streue ich ihr Beeren nach:
Weinbeeren, blaue, gelbe, süße Krumen
Des Schweigens.
Ich fütt're statt der Anmut nur das Nichts.
Mit Katzengold, mit Unrat oder Trauer.
Die Nachtigall in deinem Kopfe schweigt.
Sie starb an dir. Sie ist von dir getötet.
Und schwarzer Wind spitzt seinen Mund zur Klage.

Du hast den unbekannten Vogel umgebracht.

Karl Krolow

Das inwendige Reich

Der achtzigste Geburtstag *Rudolf Kassners* hat in der literarischen Öffentlichkeit ein viel stärkeres Echo gefunden, als man es hätte erwarten können. Man war sich an einem solchen Tage doch der großen Verantwortung bewußt gegenüber diesem außerordentlichen Manne und seinem außerordentlichen Werke. Die Zahl derer, welche die Schwierigkeiten der Kassnerschen Bücher durchdrungen und sich eine Vorstellung seines geistigen Reiches erworben haben, hat in den letzten Jahren beträchtlich zugenommen, und das kam an diesem Tage zum Ausdruck. Kassner selbst hat seinen achtzigsten Geburtstag gekrönt durch die Veröffentlichung eines neuen Werkes, das als eine Art Kuppel den geistigen Bau seines Lebens überwölbt. Es heißt „*Das inwendige Reich*“ und trägt den Untertitel „Versuch einer Physiognomik der Ideen“ (Erlenbach-Zürich, Eugen Rentsch Verlag. 146 S. DM 12,80).

Jene Physiognomik, mit der Kassner früher hauptsächlich die äußere Gestaltwelt betrachtete, wendet er nun auf die Gestalt- und Kräfte-Welt seines Innern an, und dabei schafft er (was ja auch in seinen früheren Büchern schon vorausdeutend angelegt war) eine Christologie, die den Gottmenschen nun endgültig als das Zentrum der Kassnerschen Welt bestimmt. Diese Christologie Kassners ist durchaus eigener Art und nicht ohne weiteres mit der der kirchlichen Dogmatik gleichzusetzen. Sie nimmt keinen Bezug auf Himmel und Unsterblichkeit, die mit keinem Worte erwähnt werden, und Gott tritt hinter Christus ganz zurück. Der Sohn und nicht der Vater ist für Kassner der Sinn, weil durch den Sohn die Freiheit, die Bestimmung des menschlichen Lebens durch die Freiheit in die Welt gekommen ist. Ohne diesen Sohn wäre, nach Kassner, Gott-Vater eine dämonische Macht geblieben oder auch einfach der Ugrund oder der Ungrund, wie er manchmal bei den großen deutschen Mystikern genannt wird, wobei Kassner allerdings gleich anfügt, daß eine solche Bezeichnung Gottes nur als Geheimlehre einen Sinn hat, sonst aber keinen. Bei diesem Hervorgehen des Sohnes aus dem Vater legt Kassner Wert auf die Vorstellung, daß der Sohn aus dem Gleichgewicht des Vaters hervorgegangen ist und nicht aus einer Störung, einem Tumult oder aus der Umwälzung eines Welt-Äons in einen anderen. Denn Christus zeigt für Kassner die Fülle der Zeit, die Mitte der Zeit an und nicht nur einen Übergang der Weltepochen. Dieser Gedanke ist für Kassner der größte, den ein Mensch fassen kann. Vor ihm vergehen alle Gedanken, die sich auf Menschengröße und Menschenruhm beziehen.

Seltsam ist, daß Kassners Gottesvorstellung so ohne „Vorstellung“ ist, ohne das augenhaft Gegenständliche der Welt, der Schöpfung und ohne das in die Schöpfung hineingegebene Ideenhafte der Ordnung. Das Gott-Sein ist bei Kassner mehr ein Offenlassen aller Möglichkeiten als das Verwirklichen einer bestimmten Welt-Möglichkeit. Und in diese Offenheit Gottes, in diese Leere Gottes tritt dann der Sohn, der die Leere ewig mit seinem Opfer ausfüllt. Auch der Sohn ist ohne Idee im griechischen Sinne, aber an die Stelle der

Idee hat er das Opfer gesetzt, das Dasein als Opfer. Von hier aus mag man verstehen, was Kassner von Rilke trennt, der ganz ein Mensch des Vaters war und nicht die geringste Beziehung zu dem Sohne hatte, es sei denn die der schroffsten Ablehnung, wie er sie in dem „Brief eines jungen Arbeiters“ ausgesprochen hat. Und gleichzeitig mag noch auf ein Positives hingewiesen werden: daß sich von hier aus, von dem Opfer des Sohnes aus, für Kassner eine Beziehung zu der indischen Geisteswelt ergibt. Wie in dieser höchst eigenen Christologie Kassners die Welt erst „wird“ durch das Opfer des Sohnes, wie der eigentliche und innerste Schöpfungsakt herüberverlegt wird von der Welterschöpfung Gottes zu der Sinnschöpfung des Sohnes, das grenzt an indische Vorstellungen, wo auch die Welt durch das Opfer des Büßers erst im tiefsten Sinne des Wortes geschaffen wird. Bei den Indern wie bei Meister Eckhardt, bei Jakob Böhme und beim unbekannten Verfasser der „Theologia Deutsch“ kann es heißen, daß Gott im letzten Grunde ein Nichts sei, und darum beginnt hier die Welterschöpfung erst mit dem Opfer des Sohnes und des Büßers. Dieser Verzicht auf die Welt als Ausdruck nicht nur einer göttlichen Schöpferkraft, sondern auch einer göttlichen Schöpfungs-idee ist das überraschende Resultat eines Lebens, das ganz der Physiognomik, der Einsicht in die Wechselbeziehung von Innen und Außen, gewidmet war und für das, sollte man denken, das Außen nicht weniger wichtig war als das Innen. So erweist sich an dieser Stelle Rudolf Kassner fast als ein Antipode Goethes, der geistig dem Reiche des „Vaters“ zugehörte und dem deshalb die Schöpfung des Vaters, die Natur, der Kosmos, die höchste und zugleich unmittelbarste göttliche Äußerung war.

Vielleicht läßt sich diese Schwierigkeit bis zu einem gewissen Grade lösen durch eine Definition seiner Physiognomik, die Rudolf Kassner in diesem letzten Buche gibt. Er sagt dort, seine ganze Physiognomik gehe zurück auf das Verhältnis der Eigenschaften zur Einbildungskraft. Diese Eigenschaften aber sind auch schon ein Inwendiges, es sind Eigenschaften des Wesens, nicht des Körpers, was daraus hervorgeht, daß Kassner für dieses Verhältnis von Eigenschaften zur Einbildungskraft auch als gleichbedeutend das Verhältnis des Ich zur Idee setzt. So könnte man wohl sagen, Kassners Physiognomik zeige im Menschen die Spannung, ja den immerwährenden Kampf zwischen den stabilen Eigenschaften und der labilen Einbildungskraft, den Kampf also zwischen dem, was der Mensch ist, und dem, was er sich selbst und der Welt ein- und zubildet, wobei die Einbildungskraft ebensogut ein positives wie ein negatives Vorzeichen tragen kann. Es ist leicht einzusehen, daß von hier aus die Kassnersche Physiognomik aufs engste mit der modernen Existenz-Problematisierung verbunden ist, wie sie von Kierkegaard bis in unsere Gegenwart reicht. Ist der Existentialismus etwas anderes als das Erlöschen der welt-ordnenden Einbildungskraft? Und hat deshalb Rudolf Kassner nicht das Recht, seine Physiognomik als die Lehre von der existentiellen Einbildungskraft zu erklären? Man sieht, es ist die Innen-Problematisierung des Menschen, die durch die Physiognomik eine neue Beleuchtung erfährt, nicht die Außen-Problematisierung, die von der Natur-Gestalt, von der Kosmos-Gestalt oder Kosmos-Ungestalt her an den Menschen herantritt. Kassner sagt dies in einem Satze, der mit brutaler Geste die Natur von dem Menschen hinwegweist: „In der Welt des Vaters hat sich die Sonne um die Erde gedreht. In der Welt des Sohnes ist das bedeutungslos geworden . . .“

Wichtig ist Kassners Feststellung, daß Wirklichkeit und Natur sich in der modernen Vorstellungs- und Begriffswelt nicht decken. Die Natur ist etwas, das wissenschaftlich erfaßt werden kann, die Wirklichkeit nicht. Die Wirklichkeit ist immer um das Element der Einbildungskraft größer als die Natur.

„Für den Löwen fallen Natur und Wirklichkeit noch zusammen oder geht Wirklichkeit in der Natur ohne Rest auf. Beim Menschen aber geht es stets um eben den Rest. Im Sinne dieses Restes ist er zugleich so machtvoll und ohnmächtig . . .“ In diesem Rest sieht Kassner die ganze Problematik des Menschen und auch den Grund und die Notwendigkeit für das Kommen des Gottmenschen, der um dessentwillen da ist, was am Menschen über die Natur hinausgeht, und der „nichts mit der Natur Rousseaus zu tun hat“. Der Gottmensch, Christus, ist nicht Natur, er ist aber auch nicht Idee im griechischen Sinne, sondern er geht darüber hinaus. Er ist das Wort, das Fleisch ward. Und so versteht sich auch aus all diesen Zusammenhängen in einem neuen und tiefen Sinne das Christus-Wort: „Das Himmelreich ist inwendig in euch!“

Aus diesen skizzenhaften Bemerkungen mag man erahnen, von welcher Bedeutung dieses Buch „Das inwendige Reich“ für das Gesamtwerk Kassners ist. Es ist eine königliche Überschau, ein Aufnehmen und Zusammenfassen aller wichtigen Ideen-Züge, ein Schlüsselwerk, das die geheimsten Geheimnisse dieses schöpferischen Lebens aufschließt und das darum unentbehrlich ist für jeden, der den gewaltigen Komplex dieses Lebenswerkes durchdringen möchte.

Es sei noch darauf hingewiesen, daß Kassners frühes Buch „*Melancholia*“ aus dem Jahre 1908 in einer 3. erweiterten Auflage erschienen ist (*Melancholia*. Eine Trilogie des Geistes. Erlenbach-Zürich, Eugen Rentsch Verlag. 204 S. DM 14,50). Dieses Buch besteht aus Dialogen, z. B. zwischen Herr und Diener, Mensch und Puppe, ja zwischen zwei Pferden. Diese Dialoge Kassners gehören zu dem Außerordentlichsten, was es an künstlerischer Form der Prosa nach Hofmannsthal in Deutschland zu lesen gibt. Denn es ist eine Kunst des Natürlichen, der einfachen, unverstellten Gesprächs-Sprache. Man kann gar nicht genug diese Linienführung bewundern, die zarte Behandlung des Dynamischen, die reiche Entfaltung der syntaktischen Möglichkeiten. Was ihr den Charakter des seltenen Ereignisses verleiht, ist die Verschmelzung des Geistreichen und des Tiefsinnigen. Wie das Leichte mit dem Schweren gemischt ist und das eine immer wieder aus dem anderen auftaucht, ist faszinierend und zwingt den Leser, den imaginären Stimmen der Sprechenden zu lauschen, als ob er unmittelbar in die seltsamsten Schicksale hinein hört. Sind diese Prosastücke von der Form her Dialoge, so sind sie von innen her, von ihrer geistigen Konstitution her, Gleichnisse, sinntiefe Ausschnitte aus dem Weltgesamt, die in ihrer Teilhaftigkeit auf das Ganze hintergründig hindeuten. Durch das ganze Werk Kassners hin sind Gleichnisse verstreut. Sie stehen in einer inneren Beziehung zu seiner physiognomischen Seh-Art, und sie haben darum auch etwas Unabgeschlossenes, Unpointiertes, Fragmentarisches an sich. Sie bleiben immer für das angedeutete Ganze offenstehen. Man denkt bei ihnen manchmal an Lafontaine und seine Fabeln, an das Gleichnishafte in ihnen und an das völlig andere, fast Gegensätzliche des Franzosen, an das Zugespitzte, Abgeschlossene, das mit dem Ende Endende dieser Fabeln. Es ließe sich eine ganze Konstitutionslehre des französischen und des deutschen Geistes daraus ablesen. Es braucht nicht betont zu werden, daß es ein ganz besonderer Genuß für den Kenner der Spätwerke ist, in solche frühen Bücher zurückzulesen und die späteren Generalthemen darin auftauchen zu sehen.

Zum Schluß sei noch ein drittes Buch erwähnt, das dem Kreise des Kassnerschen Lebenswerkes angehört: es ist das zu seinem 80. Geburtstag erschienene *Gedenkbuch* (Rudolf Kassner zum achtzigsten Geburtstag. Gedenkbuch, herausgegeben von A. Cl. Kensik und D. Bodmer. Erlenbach-Zürich,

Eugen Rentsch Verlag. 254 S. Mit 6 Abbildungen. DM 12,50). Der sehr sorgfältig und schön ausgestattete Band enthält Briefe Rilkes und Hofmannsthals, Gratulationen und Widmungen von Ludwig Curtius, Friedrich Georg Jünger, Annette Kolb, Thomas Stearns Eliot, Carl J. Burckhardt, Max Picard, Denis de Rougemont, Gabriel Marcel u. a., Deutungen und Würdigungen des Werks und der Persönlichkeit von Hans Paeschke (die wichtige, große Arbeit, die auch im „Merkur“, Heft 67, erschienen ist), Graf Keyserling, Alessandro Pellegrini, Theophil Spoerri, Claude Richard Stange, sodann Gespräche mit Rudolf Kassner, die A. Cl. Kensik aufgezeichnet hat, Briefe Kassners und schließlich ein vollständiges Verzeichnis seiner Werke. Dieser Band ist zweifellos die bedeutsamste Buchpublikation, die bis jetzt über Kassner erschienen ist.

Fritz Usinger

Briefe aus Stalingrad — nach 11 Jahren

Stalingrad — Stätte des letzten Ausgesetzseins, ein Feuerofen der Bewährung im Menschlichen — dort wurden die Briefe geschrieben, die in einem der neuesten Bände seiner kleinen Buchreihe der Bertelsmann-Verlag, Gütersloh, herausgegeben hat, als Erinnerung und Mahnung: „Letzte Briefe aus Stalingrad“ (68 S. DM 2,20).

Die Namen derer, die sie angesichts von Tod und Gefangenschaft damals vor 11 Jahren absandten, wissen wir nicht mehr. Ihre Empfänger haben diese Nachrichten niemals erhalten. Denn die Inquisition der psychologischen Kriegführung witterte unter ihnen zu Recht Sprengladungen des „Hochverrats“. So mußten sie den Propagandisten der großdeutschen Kriegführung willkommenstes Material für die Gewissenserforschung der kämpfenden Truppe sein. Aus der Ju 52 heraus beschlagnahmt, die sie aus der schon ganz eingeschlossenen Festung ausgeflogen hatte, kamen sie geradenwegs in die Testkammern der Kriegsbürokratie und von dort später in das Potsdamer Heeresarchiv und schließlich nach dem Westen. So blieben sie bewahrt bis auf diese Tage. Die Schere der Zensoren hatte die Namen von Absendern und Empfängern getilgt, hatte das Geschriebene sorgsam nach seiner Einstellung zum „Endsieg“ rubriziert. Das ergab folgendes Bild:

Positiv zur Kriegführung	2,1%
Zweifelnd	4,4%
Ungläubig, ablehnend	57,1%
Oppositionell	3,4%
Indifferent	33,0%

Und heute geht es um die seelische Situation, die hier ihren Niederschlag fand. Die menschliche Substanz dieser letzten Mitteilungen ist sehr unterschiedlich. Vom bloß vegetativen Lebenswillen reicht sie bis zur anklägerischen Absage an den verlogenen Kult des Heroischen, durch den man das eigene Opfer schon geschändet sah. Vom tiefen Zweifel an der göttlichen Ordnung der Welt erstrecken sich diese Zeugnisse bis zur überwindenden Glaubensstärke echten Christentums. Besonders aber rühren uns jene Briefe an, in denen die Hinwendung zum Du, die Abschiedsworte an geliebte Menschen in der tief verstörten, bangenden Heimat sich aussprechen. Ihr Bekenntnis erschüttert uns, wenn unter dem lastenden Druck letzter Verlassenheit die verwandelnde Kraft zutage tritt, die nur der Liebe zu eigen ist, die über sich selbst gesiegt hat. Dafür stehe hier dieser Brief:

„Am Morgen wurde gesagt, daß wir schreiben können. Nur noch einmal, sage ich, denn ich weiß es genau, daß es das letztemal sein wird. Du weißt, daß ich immer an zwei Menschen, an zwei Frauen geschrieben habe, an die ‚Andere‘ und Dich. Am wenigsten aber an Dich. Ich war weit entfernt von Dir, und Carola stand mir näher als Du in den letzten Jahren. Wir wollen das nicht alles wiederholen, wie es kam und warum es so kommen mußte. Heute jedoch, wo ich vom Schicksal vor die Wahl gestellt werde, nur noch an einen Menschen schreiben zu dürfen, geht mein Brief an Dich, die seit sechs Jahren meine Frau ist. Es wird Dir wohl tun, wenn Du er-

fährst, daß der letzte Brief des Mannes, den Du liebtest, an Dich gerichtet ist. Ich habe es nicht fertiggebracht, an Carola zu schreiben und sie zu bitten, Dir Grüße von mir auszurichten. So bitte ich Dich denn, liebe Erna, in dieser Stunde, die meinen letzten Willen enthält, sei großmütig und verzeih, was ich Dir im Leben Unrechtes tat, und gehe zu ihr (sie wohnt bei ihren Eltern) und sage ihr, daß ich ihr viel verdanke und sie durch Dich, also durch meine Frau, grüßen lasse. Sage ihr, daß sie mir viel in dieser letzten Zeit gewesen, und ich hätte oft daran gedacht, was einmal werden sollte, wenn ich heimkehrte. Aber sage ihr auch, daß Du mir mehr gewesen seist und daß ich eigentlich, obwohl tieftraurig, daß es nun keine Heimkehr mehr geben wird, froh bin, diesen Weg diktiert bekommen zu haben, der uns zu dreien eine entsetzliche Quälerei erspart hat.

Ob Gott wohl größer als das Schicksal ist? Ich bin ganz ruhig, aber Du weißt nicht, wie schwer das ist, in einer Stunde alles, was man noch zu sagen hat, auszusprechen. So viel wäre noch zu schreiben, so unendlich viel, aber weil es so viel ist, darum muß man verstehen, die Feder nicht zu lange auf dem Papier zu lassen und den richtigen Zeitpunkt zu finden, sie aus der Hand zu legen. So wie ich mein Leben jetzt aus der Hand lege.

Von meiner Kompanie sind noch fünf Mann dabei. Die andern sind schon alle ..., alle zu müde geworden. Ist das nicht ein schöner Ausdruck für das Grauen?

So behalte mich denn als den Menschen in der Erinnerung, der sich fast ganz am Ende darauf besonnen hat, Dein Mann zu sein und Dich um Verzeihung zu bitten, und noch mehr, Dich zu bitten, allen, die Du kennst, auch Carola zu sagen, daß ich zu Dir in dem Augenblick zurückgefunden habe, der Dich mir für immer nimmt.“ -dh-

Der Feldzug in Norwegen

Es handelt sich um den I. Band der offiziellen, im Auftrag der britischen Regierung herausgegebenen

Geschichte des 2. Weltkriegs: „*The Campaign in Norway*“ (I. Band der „*History of the Second World War*“, von T. K. Derry. London 1952. 289 S. mit 15 Karten). Während für den Krieg 1914-18 die Geschichtsschreibung bis in die einzelnen Kampfhandlungen herunterging, sollte hier ein breiter Überblick über die Ereignisse vom Standpunkt der Wehrmachtführung gegeben werden. Wer taktischen Einzelheiten aus bestimmten Gefechten nachgehen will, muß sich an die Geschichten der betreffenden Einheiten (Regiment, Division) wenden, deren schon eine ganze Reihe erschienen ist. Diese grundsätzliche Trennung der Operationen von der Taktik ist als Fortschritt auf dem Gebiet der Kriegsgeschichte zu begrüßen und der Nachahmung zu empfehlen.

Der „Norwegen - Feldzug“ Dr. Derry's ist in seiner Objektivität, Gediegenheit und Gründlichkeit das Muster echter kriegswissenschaftlicher Arbeit, wie sie einst auch zur Tradition des deutschen Generalstabs gehört hatte. Nach dem Wust von Kriegserinnerungen auch deutscher Generäle und Feldmarschälle, die als Quellen von zweifelhaftem Wert sind, da sie die Haltung der Verfasser rechtfertigen und beschönigen sollen, atmet man befreit auf in der reinen Luft dieses Buches. Hier werden Fehler offen eingestanden. So die Mängel des britischen Nachrichtendienstes, der, im Unterschied zum deutschen, der Truppe nur ungenügende Angaben an die Hand gab über die klimatischen und geographischen Eigenheiten Norwegens, über Häfen, Flughäfen u. a. Die zweite bittere Erfahrung war die Überlegenheit der deutschen Luftwaffe, die der entscheidende Faktor bei der Eroberung Norwegens wurde. Drittens zeigte sich, daß die oberste britische Führung langsam, schwerfällig und schwankend auf die deutschen Operationen reagierte. Dieser Vorwurf wurde schon in der Unterhaus-Sitzung vom 7. Mai vom Führer der Opposition erhoben und führte zum Wechsel von Chamberlain zu Churchill. In der Organisation der Schiffstransporte, z. B. für die Landungen in Andalsnes oder Narvik, kamen haarsträubende Feh-

ler vor: Einheiten gingen an Land, während ihre Waffen oder Skier auf anderen Schiffen nach anderen Häfen geleitet wurden! Aber aus all diesen Anfangsfehlern des Norwegenfeldzuges wurde gelernt, und die Landungen in Nordafrika und in der Normandie zeigten auch den britischen Generalstab in bester Form.

Robert Knauss

Postscriptum eines Diplomaten

Sir Robert Bruce Lockhart, der als junger Vizekonsul seine Karriere 1912 in Moskau begann, bietet eine ganze Reihe interessanter Details in dem wohlabgerundeten Kranz seiner europäischen Erfahrungen, *„Mich rief Europa. Begegnungen auf dem Kontinent“* (Stuttgart 1953, Deutsche Verlags-Anstalt. 322 S. DM 15,80). Der schottische Diplomat lernt vor und während des Ersten Weltkrieges die unruhige russische Intelligentsia kennen und steht in nahen Beziehungen zu den Liberalen und Demokraten von 1917 wie zur alten bolschewistischen Garde. Bei ihr ist er 1918 als halboffizieller Kontaktmann der britischen Regierung akkreditiert. Vieles von dem, was der Autor über Trotzki, Radek, Tschitscherin, Karachan zu berichten weiß, stammt, ebenso wie seine Erinnerungen an Lenin, aus der Sphäre des täglichen Umgangs. So wird die Vorliebe Radeks für englischen Tabak zum Anlaß wichtiger Gespräche. Weder sie noch die guten Beziehungen zu den Oberhäuptern der Tschecha konnten jedoch verhindern, daß Bruce Lockhart, obwohl persönlich ein Gegner der Intervention in Rußland, nach dieser Intervention im Zusammenhang mit einem Attentat auf Lenin gebracht wurde. Die Argumente für und wider diese Intervention, die schließlich nur in der bedauernswerten Form eines schwächlichen Kompromisses zur Durchführung gelangte, gehören heute der Geschichte an; aber der Autor trägt hier Zusätzliches, Neues über Zustände und Begegnungen — als einer der letzten Teilnehmer — nach.

Ähnliches gilt für den Bericht über die fast 30 Jahre dauernde Freundschaft des Autors mit Jan, dem jüngeren Masaryk, und mit Eduard

Benesch. Sir Robert schließt seine Betrachtungen als ein optimistischer Skeptiker, und man nimmt die charmant vorgetragene Belehrung gern an, dankbar für ein Musterbeispiel politischer Essayistik. Harry Pross

Die Zukunft — einmal anders

Seit Huxleys „Brave New World“ und vor allem Orwells „1984“ haben wir uns daran gewöhnt, daß alle Zukunftsromane — soweit sie nicht in Dominikischer Manier reißerische Phantastereien darstellen — uns eine übertechnisierte Welt zeigen, in der der Mensch als Individuum seine Bedeutung verloren hat und zum Objekt der Maschinerie degradiert ist. Da ist es überraschend, wenn ein Zukunftsroman eine Welt um das Jahr 1980 darstellt, die sich nicht gar so sehr von unserer heutigen unterscheidet und in der noch Menschen und Staaten existieren, die wir heute kennen. Nevil Shutes Roman *„Der Pilot der Königin“* (Zürich, Steinberg. 285 S. DM 14,80) hat, eingebettet in eine fesselnd geschriebene und großartig komponierte Rahmenhandlung, die Entwicklung des Britischen Commonwealth in den nächsten Jahrzehnten zum Thema, und die Figuren und ihre Schicksale dienen dem Autor im wesentlichen zur Illustrierung seiner recht überzeugenden Ideen. Denn die Möglichkeit, daß die englischen Regierungen mit der Zeit die Bedeutung der Krone soweit einschränken wollen, daß die Königin sich schließlich nach dem königstreuen Australien begibt und für Old England, wo noch immer die Rationierung nicht aufgehoben ist, einen Generalgouverneur einsetzt, kann man immerhin nicht von der Hand weisen. Auch die übrigen politischen Ideen Nevil Shutes, dessen zahlreiche Bücher, meist Unterhaltungsromane mit ernstem Hintergrund, bisher in Deutschland noch viel zu wenig bekannt geworden sind, haben — wie vor allem das gestaffelte Wahlrecht — manche Chancen auf Verwirklichung. Man darf annehmen, daß die englische Königin, die hier als sympathische Mittfünfzigerin auftritt, dieses Hohelied auf Australien mit allem Interesse gelesen hat, das es verdient. k. h.

Ein wesentlicher deutscher Journalist

Aus vielen schriftstellerischen Arbeiten von *Benno Reifenberg* ist jetzt eine Auswahl erschienen unter dem Titel „*Lichte Schatten*“ (Frankfurt, Societäts-Verlag, 568 S. DM 16,50). Wenn ein Journalist, der diesen Namen wirklich verdient, eine Zusammenstellung von Aufsätzen einer lebenslangen Arbeit bringt, dann ist das wesentliche Kriterium, ob solche Aufsätze über den mehr oder weniger flüchtigen Anlaß ihres Entstehens hinaus dauernde Wirkung und Beachtung verdienen, allein die Frage, ob über den zufälligen nun einmal durch Zeitereignisse gegebenen Anlaß hinaus Dinge gesagt werden, die in die Allgemeingültigkeit vorstoßen und einen gültigen geistigen und künstlerischen Gehalt haben. Die Antwort für den Inhalt von Benno Reifenbergs Buch lautet ohne Vorbehalt: ja. Denn ob er von den Horizonten, die sich ihm erschlossen, spricht oder seine Studien in Deutsch hinzufügt und in „Nähe und Ferne des Wortes“ ein bemerkenswertes Verantwortungsgefühl gegenüber der Sprache beweist oder Essays über Autoren aus fremden Sprachen wie Stendhal, Strindberg, Multatuli und andere bringt, von Klangfiguren berichtet und ein Kapitel überschreibt „Wie hinter einem Rauch“ oder alles das zusammenfaßt, was in Goethes Herrschaft gehört und schlußendlich von der Gewalt der Schönheit spricht, so bestätigt das alles die überzeitliche Bedeutung der Aufsätze. Diese Sammlung aus den literarischen Schriften von Benno Reifenberg kann nur jedem und vor allem dem journalistischen Nachwuchs aufs dringendste empfohlen werden. R. P.

Philosophie und Gesellschaft

Es war sicher als einfache wissenschaftliche Sachbezeichnung gemeint, wenn *Helmuth Plessner* seine Sammlung ausgewählter Abhandlungen und Vorträge, die im Franke Verlag, Bern, erschienen ist, „*Zwischen Philosophie und Gesellschaft*“ betitelt hat. Der Titel bietet sich aber auf verführerische Weise an, auch den Autor selbst damit ein wenig zu charakterisieren. Plessner, der heute wie-

der als Professor der Soziologie in Göttingen lehrt, ist ein ebenso ausgezeichnete Philosoph, wie er andererseits bis in die Nuancen seines Stils hinein auch ein Mann der „guten Gesellschaft“ ist. So wird man im philosophischen und soziologischen Schrifttum lange suchen müssen, ehe man wieder eine Sammlung ähnlich glänzend geschriebener Aufsätze beieinander finden wird. Dieses Formniveau hebt Plessners Buch über die bloße Fachliteratur hinaus, wie es überhaupt eine notwendige, wenn schon nicht hinreichende Voraussetzung dafür gewesen sein mag, daß aus seiner lockeren Folge thematisch weit auseinanderliegender Aufsätze und Reden ein so geschlossenes und überzeugendes Werk geworden ist.

Helmuth Plessner hat in den Jahren seiner Groninger Professur, die eine mildere Form von Emigration war, gute Distanz zu den Provinzialismen der damaligen deutschen Wissenschaftsentwicklung halten können. Um so enger blieben jedoch seine Kontakte mit allen ernsthaften Strömungen der neueren deutschen Philosophie von Husserl bis Scheler, von Jaspers, Heidegger und Nicolai Hartmann bis zu den Randerscheinungen des psychologischen und charakterologischen Denkens der vergangenen Jahre, wie Sigmund Freud, Ludwig Klages, Oswald Spengler u. v. a. Auf den Gebieten der Charakterkunde und Psychologie hat Plessner selbst vielleicht auch die schönsten eigenen Untersuchungen gezeitigt, wofür seine zauberhafte Studie über das „Lächeln“, sein Aufsatz über die „Deutung des mimischen Ausdrucks“ und die Abhandlung „Zur Anthropologie des Schauspielers“, die alle drei in dem Bande enthalten sind, ein sprechendes Zeugnis ablegen. Der Band wird von einigen im engeren Sinne philosophischen Arbeiten eingeleitet. Allgemeiner gehalten in der thematischen Umgrenzung sind der Aufsatz „das deutsche Philosophieren in der Epoche der Weltkriege“, die Studie über „die Frage nach dem Wesen der Philosophie“ und die besonders gelungene Untersuchung zum Thema „Gibt es einen Fortschritt in der

Philosophie“. Näher an Einzelfragen der jüngsten Philosophiegeschichte rücken zwei große Aufsätze über Husserl und Nicolai Hartmann, von denen der erste „die“ umfassende Würdigung Husserls und der Phaenomenologie enthält, während sich der zweite weniger mit Hartmanns Philosophie im Ganzen als nur mit seinem Spätwerk über „Das Problem des geistigen Seins“ in Gestalt einer großen Rezension zugleich kritisch und positiv auseinandersetzt.

Plessners dialektisch und sprachlich gleich gut geführte Feder erinnert bisweilen an die besten kulturphilosophischen Essais Simmels, ohne sich so weit, wie oftmals das Simmelsche Philosophieren, in die Seidengespinnste persönlicher Spekulationen zu verlieren. Das merkt man besonders an den mit konkreten Gegenwartsbeziehungen gesättigten Arbeiten Plessners, die ins engere soziologische Gebiet weisen. Der Band bringt von ihnen den schönen Aufsatz über „Abwandlungen des Ideologiegedankens“, der schon aus dem Jahre 1931 stammt, aber nichts von seiner Leuchtkraft und seinem Wahrheitsgehalt verloren hat. Nach wie vor steht dieses Thema im Mittelpunkt des Interesses, nach wie vor sind richtige Erkenntnisse dieser Art lebensentscheidend. Ähnlich verhält es sich mit Plessners 1939 in Groningen, kurz vor Kriegsbeginn gehaltener Rede „über das gegenwärtige Verhältnis zwischen Krieg und Frieden“, die er in der jetzt abgedruckten Gestalt auf den Problemstand der jüngsten Gegenwart gebracht hat. Für die unheimlichen Tatsachen, daß uns „Krieg und Frieden zusammenfließen“, daß sie ihren klassischen Gegensatz verloren haben und uns heute mit der Drohung überschatten, daß „jeder Konflikt zum Weltkrieg, jeder Weltkrieg zum ideologischen Religionskrieg wird“, enthält dieser prognostische Aufsatz etliche schlüsselhafte Erkenntnisse. Man muß es daher noch einmal ausdrücklich sagen, daß nicht nur Philosophen, Soziologen und vielleicht noch Psychologen von diesem Buch Plessners betroffen werden, sondern nicht minder auch der Politiker, der sich theoretisch tiefer über die Fragen von

„Macht und menschlicher Natur“ unterrichten will, und ganz allgemein jeder Liebhaber einer hochpotenzierten wissenschaftlichen Essaykunst, für die es in Deutschland bisher unter Philosophen nur wenige, unter Historikern öfter einmal gute Beispiele gegeben hat.

Joachim Günther

Alfred Webers letztes Wort

Keine Frage wird seit Kriegsende in Deutschland, dem Niemandland zwischen zwei Welten, aufwühlender empfunden als die: wird der „um Freiheitlichkeit und Menschlichkeit integrierte“ antik-christliche Mensch überleben? Oder wird er den Auflösungstendenzen, die im Hitler-Staat schon einmal so brutal durchgeschlagen sind und die heute, im Funktionärstyp der östlichen Parteimauschine am sichtbarsten inkarniert, als äußerste Gefahr auch im noch freien Westen wirksam sind, unterliegen? Eine Frage, tausend Antworten.

Wenn ein Mensch vom Range — und der Vitalität Alfred Webers („Der dritte und der vierte Mensch“. München, Piper, 275 S. DM 16,—) vorausschickt, daß seine Antwort für ihn „wohl das letzte Wort“ darstelle, ein deutscher Gelehrter also, der seine geistige und politische Mission bei den mannigfaltigsten Anlässen mit bewunderwürdiger Entschiedenheit und Klarheit bewiesen hat, dann klingt daraus eine Selbstverpflichtung, die uns inmitten des Endzeitgejammers aufhorchen läßt. Die neue Schrift des heute 85jährigen Nestors der deutschen Kulturosoziologie will zwar nicht, wie es heißt, zu der gegenwärtigen weltpolitischen Situation Stellung nehmen, sondern sich um eine Klärung der soziologischen Rahmenbedingungen bemühen, innerhalb derer heute der Kampf zwischen dem „dritten“ und dem „vierten“ Menschen stattfindet. Materialiter bringt sie gegenüber dem reichen Lebenswerk Webers nicht viel Neues, aber das ist für ihre Bewertung nicht entscheidend. Entscheidend ist hier allein die Haltung, mit der ein politischer Professor, wie ihn Deutschland seit langem nicht ein zweites Mal besessen

hat, an die Geschichte heran und vor seine Zeitgenossen hintritt. Und mit keinem geringerem Anspruch, als klipp und klar zu sagen, was heute zu tun ist. Ohne erlogene Bescheidenheit, ohne den heute nur zu oft begegnenden Selbstgenuß des sich „geworfen“ fühlenden Kulturkritikers. Ohne Rücksicht auf einen „gut lesbaren“ Stil und mit einer unglaublichen Direktheit zum Gegenstand, die sich aus tiefer philosophischer Betrachtung zum Aufruf steigert.

Was Weber über den „wertaufflösenden Negativismus“ der mit „Daseinsangstgefühlen“ gesättigten Modephilosophie sagt, wie er das modisch gewordene religiöse Konvertitentum als allgemeinverbindliche Möglichkeit in lapidarer Kürze in Frage zieht, wie er an die „handfesten Querbalken“ des Geschäftsinteresses erinnert und der Elite schonungslos empfiehlt, sich mit den „undogmatischen und unendlich aufnahmebereiten Massen der manuellen Arbeit in Tuchfühlung zu setzen“, ist ein einziger Peitschenhieb nicht bloß für die verblasene Bürgerlichkeit, die sich heute an allen Ecken restaurativ räkelte und indummer Borniertheit vom „Massenzeitalter“ schwätzt. Hier wird nicht auf 200 oder 300 Seiten existentialistischer Reibekuchen fabriziert, um zum Schluß zu kommen, es gäbe keine „Rezepte“. Es wird einfach einmal gesagt, was heute zu tun ist, wenn wir in dreißig Jahren noch „da sein“ wollen, und es stimmt sogar. Ohne jeglichen „billigen Optimismus“, aber auch ohne diese unausstehlliche ewige Selbstrelativierung, die heute zum guten Ton gehört.

Weber erkennt wohl in dem Vitalen, dem „ungebrochen stark Brutalen“, dieser — muß hinzugefügt werden — eigentlichen Erfahrung des 20. Jahrhunderts, die Grundlage des Lebens- und damit des Geschichtsstromes, trotz aller transzendenten Sinneinprägungen, in denen Weber die eigentliche Leistung des Menschen, das Lebenswerte schlechthin, erblickt und denen mit Liebe und vieler Mühe nachzugehen und von ihnen zu sprechen er in seinem Leben nie müde geworden ist. Webers

Kulturauffassung, die in der „immanenten Transzendenz“ als für uns heutige noch verbindliche Art des Jenseiterlebens und der primären Wirksamkeit ethisch quasi indifferenter „Mächte“ fundiert, kann hier nicht skizziert werden. Der Rezensent will auch nicht durch Stichwörter-Hinweise dem Leser die Lektüre dieser Schrift abnehmen. Er empfiehlt jedem, sich Exzerpte aus diesem Werk als Bruchstücke einer großen Konzeption und Konfession zu machen. Und mit der Tat zu beginnen. Wolfgang Rothe

Zwei neue Herder-Bände

Von den beiden großen Lexika, die gegenwärtig im Verlag Herder erscheinen, dem „Großen Herder“ und dem „Lexikon der Pädagogik“, liegt je ein neuer Band vor. Beim „Großen Herder“ ist es der Band III: „Drehachse bis Geopolitik“ (VIII S. und 1520 Spalten. Preis während der Subskriptionszeit DM 39,—). Das ist nun wieder ein Meisterwerk lexikalischer Arbeit. Die Stichwörter, die dieser Band zu bearbeiten hat, sind entscheidend genug: Europa, die Erde, Funk, Film und Fernsehen, Frankreich und Flugzeuge gehören dazu. In allen Fällen sind die Formulierungen knapp, aber überzeugend, ist in Statistiken und Tabellen (es sei nur auf die Tabelle über die Entdeckung der Erde hingewiesen) ein schlechthin überwältigendes Material zusammengetragen und übersichtlich dargeboten. Eine Unzahl vorzüglicher Illustrationen veranschaulicht den Text, und auf nicht weniger als 64 Tafel- und Kartenseiten werden z. T. prachtvolle Reproduktionen von Gemälden sowie Karten z. B. über die französische Geschichte gebracht. Am herrlichsten sind vielleicht die vier Abbildungen „Das Gewitter“. Auch in diesem Band ist Wert auf absolute Aktualität gelegt, die politischen Geschehnisse sind bis zum jüngsten Termin berücksichtigt, und es versteht sich von selbst, daß auch die Technik, die hier wie in unserem Leben einen entscheidenden Platz einnimmt, in ihren neuzeitlichsten Entwicklungsstufen, Maschinen und Einrichtungen gezeigt wird. An Stichwörtern

wie Europa, Ehe, Erkenntnis zeigt sich am eindrucklichsten der klar gewährte geistige Standort, von dem aus dieses Werk, zu dem man uneingeschränkt Ja sagen kann, konzipiert und zusammengestellt ist.

Entscheidender noch als beim „Großen Herder“ ist, worauf wir schon beim Erscheinen des I. Bandes hinwiesen, der geistige Standort beim „Lexikon der Pädagogik“. Der jetzt erschienene Band II, „Fest und Feier — Klug“ (XX S. u. 1240 Spalten. DM 56,—), bestätigt alle erfreulichen Ansätze, die der erste Band erkennen ließ. Aber wir freuen uns ganz besonders, feststellen zu können, daß einige Befürchtungen, welche wir damals äußerten, sich nicht bestätigt haben. So eindeutig auch der christkatholische Standort der Konzeption des Gesamtwerks in diesem zweiten Bande gewahrt ist, so unverkennbar kommt doch hier ein Maß an Objektivität zum Ausdruck, das dem protestantischen Anliegen volle Gerechtigkeit widerfahren läßt. Die erfreuliche Weltoffenheit des Werkes bedeutet eine weitere Steigerung seines Wertes. Die Methode, die einzelnen Abschnitte mit dem Namen des Verfassers zu zeichnen, wurde beibehalten. Sie erscheint für ein so außergewöhnliches Werk berechtigt, ja wünschenswert, um so mehr als in Einzelfällen doch subjektive Anschauungen ausgesprochen werden.

So hat die altbewährte Arbeit des Verlages Herder wiederum an zwei neuen Beispielen ihren hohen Rang bewiesen, und die Benutzer der Lexika werden es ihm zu danken wissen. D. R.

Jugendlexika — und kein Ende

Die Tatsache, daß der erwachsene Leser auf der Suche nach einem Nachschlagewerk heute schon wieder zwischen Herder und Brockhaus, Schweizer Lexikon, Bertelsmann, Knauer etc. wählen kann, ließ die Jugendbuchverleger nicht ruhen. In kurzer Zeit erschienen gleich vier Lexika für „Kinder“, „Jugendliche“ und „Schüler“ auf dem Buchmarkt. Der Käufer wird mit Werbeprospekten überschüttet, in denen er die

Fortschrittliche u. freiheitsbewußte Europäer lesen und verbreiten

DAS FREIE WORT

die beliebte deutsche Wochenzeitung mit dem dreisprachigen „Europäischen Forum“, mit der „Sozialen Beilage“ und den Rubriken „Junge Welt — junges Europa“, „Europa — unsere Heimat — schönes, weites Abendland“, „Unsere Frauen — unser Leben“ und nicht zuletzt mit dem hochaktuellen politischen Teil, der an keine Partei gebunden ist und

immer Neues, Besonderes und Interessantes

bietet. „Das freie Wort“ steht an der Spitze aller europäischen Wochenzeitungen in seinem Eintreten

für Freiheit, Recht und Menschenwürde.

Monatlich durch die Post bezogen nur 1,22 DM. — Erfolgreiches Insertionsorgan. Probenummern gratis durch den Verlag „Das freie Wort“ in Düsseldorf-Gerresheim, Heyestraße 63

Der Monat

Eine internationale Zeitschrift
herausgegeben von Melvin Lasky

Nr. 65 — Februar 1954

Aus dem Inhalt:

Herbert Lüthy
Frankreichs Uhren gehen anders

F. R. Alleman
Brief aus Ankara

Karl Jaspers
Immanuel Kant

Franz Borkenau
Die Fresken von San Clemente

Berlin-Dahlem
Saargemünder Straße 25

Einzelheft DM 1,—

„begeisterten Zuschriften erfahrener Pädagogen“ miteinander vergleichen kann — und weiß dann erst recht nicht, für welches Werk er sich entscheiden soll. Immerhin ergeben sich bei genauerem Vergleich der Bücher grundlegende Unterschiede im Text, in der Bebilderung und Eignung für ein bestimmtes Alter.

Der Bremer Schulrat *Wilhelm Berger* gibt den 5—8jährigen ABC-Schützen sein im Witte-Verlag, Freiburg, erscheinendes *Kinder-Lexikon* mit auf den ersten Schulweg (287 S. DM 16,80). Ausgehend vom Bild (z. B. Schlüssel) wird zunächst in großen Drucktypen „Schlüssel“ als Bezeichnung dazugesetzt. Es folgen zwei einfache Aussagesätze („Vater hat einen Schlüsselring“ usw.) und schließlich in der kleinsten Drucktype eine kurze Erzählung über die Verwendung des Schlüssels. Es wird also bei 4000 Stichworten mit 1500 ganz einfachen, bunten, wohl mit Absicht stilisierten Bildern eine Verbindung von Bilderbuch, Fibel und Lexikon versucht, mit der das Kind „Stück für Stück seine Welt sich erarbeiten“ soll. Dabei erscheint es allerdings in der Praxis fraglich, ob ein sechsjähriges Kind selbst schon den Weg über ein Lexikon wählen wird, um sich bestimmte Begriffe erklären zu lassen. Eine Hilfestellung der Eltern wird unerlässlich sein, wenn das Buch seinen Sinn erfüllen soll.

Ebenfalls durchgehend bunt bebildert, in großem, gut lesbarem Druck, leicht faßlich in Form von kurzen, klaren Sätzen, wendet sich das *Knaur-Jugend-Lexikon* (München, 1953. Droemersch Verlagsanstalt. 648 S. DM 9,80) an Jungen und Mädchen ab 10 Jahren. Der geringere Umfang bedingte einen Verzicht auf lexikalische Vollständigkeit. Dies wird aber wettgemacht durch die erzählende Erklärung der Begriffe, die sehr viel eingängiger ist als die Aufzählung nüchterner Fakten. Die Qualität der Farbwiedergaben (Kunstwerke!) ist allerdings unterschiedlich ausgefallen.

Sehr viel mehr bieten — bei größeren Anforderungen an den Benutzer — das *Schüler-Lexikon* (Freiburg, Witte-Verlag. 6. Aufl. 1236 Spal-

ten. DM 20,50) und das Ensslin-Alphabet „*Die Welt von A—Z*“ (Reutlingen, Ensslin-Verlag. 5. Aufl. DM 19,80). Beide Werke entstanden in Gemeinschaftsarbeit und stellen, jedes für sich, eine ungewöhnliche Leistung dar. Jede neue Auflage bringt Verbesserungen, Ergänzungen, Korrekturen. Neueste Zahlenangaben und letzte Forschungsergebnisse sind berücksichtigt. Die größte Schwierigkeit bestand für die Bearbeiter wohl darin, eine gültige Auswahl der Stichworte zu treffen. Man wird deshalb nicht gleich „Haare in der Suppe“ vermuten dürfen, wenn ein Begriff hier einmal knapp, dort ausführlich, hier bebildert, dort nur stichwortartig erwähnt erscheint. Alle in der Schule behandelten Wissensgebiete, dazu Sport und Technik, Hinweise auf Lektüre, Regeln von Gesellschaftsspielen sind spielend leicht zu finden. Ein Tintenfleck kann sogleich nach Anweisung „behandelt“ werden, acht verschiedene Knoten vom „einfachen Knoten“ bis zur „Rettungsschlinge“ bringt nach genauer Bildbeschreibung auch der Ungeschickteste fertig, und was da unter „Umgangsformen“ zu sehen und zu lesen ist, sollte sich mancher junge Mensch hinter die Ohren schreiben. Während beim Witte-Lexikon die Bilder ein wenig konventionell wirken, hat das reicher illustrierte Ensslin-Lexikon in der Bebilderung Mustergültiges geleistet. Für welches von Beiden man sich auch entscheide: unbestreitbar dürfte wohl der Wert eines solchen Nachschlagewerkes für einen Jugendlichen sein. Er wird zur Selbsttätigkeit, zum Nachdenken und Weiter-suchen angeregt, von speziellen Interessen auf andere Wissensgebiete hingelenkt und macht sich schon früh mit der Nützlichkeit eines lexikalischen Werkes vertraut.

Es wäre zu wünschen, daß zu Ostern oder zur Konfirmation die Väter einmal ein wenig tiefer in ihre Taschen greifen würden, um ihren Sprößlingen (und sich!) mit einem solch brauchbaren Geschenk einen Dienst zu erweisen und eine bleibende Freude zu machen. B.

Die Gaben der Dichter

Der Österreicher *Felix Braun*, eine der liebenswertesten Gestalten der zeitgenössischen Dichtung in deutscher Sprache, ist bei uns nach dem Zweiten Weltkrieg noch immer nicht so bekannt geworden, wie sich das für ihn, nach dem dichterischen Range seines Werkes, wohl ziemte. Die Älteren unter uns erinnern sich an die schönen Werke (Lyrik, Erzählung, Roman und Essay), die Felix Braun vor 1933 veröffentlicht hatte und die auch bei uns eine Gemeinde treuer Leser fanden. Wir haben in Heft 2/1953 der D. R. auf die letzten Veröffentlichungen des Dichters hingewiesen. Nun liegen drei neue Arbeiten vor. In einer besonders sorgfältigen Auswahl seiner bedeutendsten Lyrik unter dem Titel „*Viola d'Amore / Ausgewählte Gedichte*“ (Salzburg, Otto Müller Verlag. 280 S.) ist alles das enthalten, was der Dichter aus einer Schaffenszeit von 50 Jahren (1903 bis 1953) noch für gültig fand. Von den noch scheuen Versen der Jugend spannt sich der Bogen bis zu den großen Hymnen an

die Völker aus der Spätzeit. Felix Braun beherrscht alle Formen, und die Gehalte umschließen das Leben des Menschen in seiner Vielfalt, die ewig alten Themen der abendländischen Lyrik klingen auf, sie sind alle erfüllt von einer am Leid gereiften Menschlichkeit und einem starken Glauben an das Schöne im Sinne unserer großen Überlieferung. „*Das musische Land / Versuche über Österreichs Landschaft und Dichtung* (Innsbruck, Österreichische Verlagsanstalt. 236 S.), heißt eine Sammlung von Essays, in der Felix Braun von seiner Liebe zur Landschaft seiner Heimat und dem Geiste Österreichs kündigt. Nicht nur das reiche Wissen um die Dinge und die Menschen verleiht diesen Studien ihren hohen Rang, sondern vor allem das Ethos, die Liebe und die Ehrfurcht, mit der die Gegenstände in einer durchaus dichterischen Sprache erfaßt und erfahren sind. Grillparzer, Stifter, Bahr, Hofmannsthal, Rilke, Zweig, Wildgans, Trakl, Preradovic: das sind die Themen der Studien, mit denen der Dichter die große Tradition des Essays, wie er immer in Österreich



Reklame-

Preis ausschreiben!

Die Zahlen 1–9 sind so in die nebenstehenden Kästchen einzusetzen, daß jede Reihe, waagrecht und senkrecht und schräg, zusammen 15 ergibt.

DM 10 000.-

in Werten verteilen wir **ohne Ausspielung** unter Aufsicht eines bestellten Notars **gleichmäßig** unter die richtigen Löser zur Werbung für unser Versandhaus.

Alle richtigen Löser erhalten also einen Preis, und außerdem erhalten diejenigen Einsender, die nicht richtig gelöst haben, garantiert einen Trostpreis von gutem Gebrauchswert. Das alles geht auf Kosten unserer Firmenreklame.

BEDING UNGEN: Die Lösung ist sofort einzusenden und verpflichtet zu nichts. Der Versand der Preise erfolgt innerhalb von 14 Tagen ab Rheine/Westf. Senden Sie das ausgeschnittene Inserat mit den ausgefüllten Kästchen auf ein Blatt Papier aufgeklebt oder beigelegt in einem verschlossenen Briefumschlag (22 Pfennig Porto) ein und vermerken Sie dabei bitte Ihre deutliche Adresse, auch auf dem Briefumschlag. Falls Eingangsbestätigung erwünscht wird, sind 10 Pfennig in Briefmarken für Unkosten beizufügen.

Mundus-Versand K.G. - Rheine/Westf. - Markt 4

gepflegt wurde, fortgesetzt. Die Seele Österreichs ist in diesem Buche gegenwärtig. In der ausgezeichneten, in Deutschland noch immer viel zu wenig bekannten „*Stifterbibliothek*“, die Ferdinand Wagner herausgibt, erschienen von *Felix Braun* zwei Dialoge „*Aischylos*“ (60 S.), in denen sein sehr inniges und nahes Verhältnis zur Welt der Antike, vor allem seine Vertrautheit mit der Tragödie des Aischylos und den Hymnen des Pindar uns entgegentritt.

Eine andere Gabe aus Österreich schenkt uns *Imma Bodmershof* mit vier Erzählungen unter dem Titel „*Solange es Tag ist*“ (Innsbruck, Österr. Verlagsanstalt. 119 S.). Sie zeigen die Weite der schöpferischen Möglichkeiten dieser Frau, der wir so verschiedene Werke wie „*Die Rose des Urban Roithner*“ und „*Das verlorene Meer*“ danken. Hier zeichnet sie das Schicksal des vertriebenen Fabrikanten Vogelbusch und daneben Leben und Sterben einer einfachen Bauernmagd. Der Augenblick einer Welt- und Zeitenwende beim Ausbruch des Ersten Weltkriegs wird in den Aufzeichnungen „*Der Tanz*“ festgehalten, während die Novelle „*Milch auf Gestein*“ eine Begegnung mit der Welt Siziliens, seinen Menschen, seiner historischen und seiner mythischen Vergangenheit vermittelt. Diese so verschiedenen Themen hat Imma Bodmershof mit ihrer eigenen Menschlichkeit erfüllt und durch eine sehr persönliche Sprachgestaltung zu Kunstwerken erhoben.

Aus dem Nachlaß von *Irene Forbes-Mosse* erschien ein halbes Dutzend Erzählungen „*Ferne Häuser*“ (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 290 S.). Ina Seidel hat dem Band ein kleines Vorwort beigegeben, in dem sie mit feinen, sicheren Strichen ein Bild dieser vornehmen Erzählerin zeichnet. Irene Forbes-Mosse, die Enkelin Achim von Arnims und der Bettina, war eine letzte Vertreterin jener Erzählertradition, die in Fontane und Eduard von Keyserling ihre großen Meister gefunden hatte. Sie arbeitet mit behutsamen Strichen, um das Bild von Menschen und Dingen, Landschaften und Städten hinzuzichnen. Es sind keine großen

Schicksale, die sie so gestaltet, viel eher lockt sie das unauffällige, stille Spiel des Lebens zur Gestaltung. Hier geht es um die leise Berührung der Lebenslinien, um Schicksale, die sich im Stillen entfalten. Diese Erzählungen erscheinen zeitlos, obwohl in ihnen Menschen dargestellt sind, die einer versunkenen Zeit angehören. Aber es ist das Menschliche schlechthin, was ihnen ihren Charakter verleiht.

Marianne Langewiesche, rasch durch einige Romane bekannt geworden, legt eine Erzählung „*Der Garten des Vergessens*“ vor (München, Nymphenburger Verlagshandlung. 139 S.), die, im Zeitalter der französischen Revolution spielend, zeigt, wie inmitten des Blutrausches und des Grauens die Liebe des Blumenmädchens Suzette von Saint-Lazare zu dem Scharfrichter Sanson erblüht, im nächtlichen Park ihre stillen Feste feiert, um nach einem Menschenalter im Jardin des oublis in Südfrankreich zu verblühen. Marianne Langewiesche hat eine sehr eigene Form gefunden, um sowohl das große Grauen und die dämonischen Ausbrüche der Revolution wie die Zauberwelt der Liebenden zu schildern.

In tiefere Bezirke menschlicher Verstrickung und göttlicher Gnade reichen die beiden Erzählungen, die *Gertrud von Le Fort* in dem schmalen Band „*Gelöschte Kerzen*“ (München, Ehrenwirth Verlag. 120 Seiten) vereint. Beide Erzählungen sind aus Erlebnissen unserer Tage herausgewachsen, greifen aber auf eine erschütternde Weise über Jahrhunderte hinweg in die Vergangenheit der Geschlechter. So ist in der ersten Erzählung die verführte Ahnfrau, die nach der Schlacht bei Fehrbellin einem jungen Schweden das Leben rettete, heute zur heimlichen Herrin des verlassen und verödeten Gutshauses in der Mark geworden. Ihr Geist geht dort um als Verkörperung jenes besten unbesiegligen Preußens, das der humanen Haltung nicht entbehrte. Dies alles ist auf eine ebenso große wie überzeugende, weil aus einem tiefen Glauben kommende Weise erzählt. Dasselbe gilt für die noch stärkere zweite Geschichte, in

der eine Episode aus dem Dreißigjährigen Krieg, in der Erinnerung eines Geschlechtes weiterlebend bis auf diese Tage, in Zusammenhang gebracht wird mit der Schuld eines deutschen Offiziers an dem Massennord von Oradour. Es ist bewundernswert, wie die Dichterin, die Fäden dieser Erzählung knüpfend und verschränkend, immer tiefer in die Geheimnisse des Lebens vordringt, die sie sich hier in der Seele eines Kindes spiegeln läßt.

Albrecht Goes schenkt seiner Gemeinde in einem kleinen Heft „*Vertrauen in das Wort*“ (Frankfurt, S. Fischer. 55 S.) drei Reden. Die erste, „*Vertrauen in das Wort*“, feiert die Kraft des dichterischen Wortes, das in seiner Reinheit zu den großen Lebensmächten gehört. „Im Dornburger Licht“ beschwört die geistige Gestalt des greisen Goethe herauf, während „Hölderlins Geschenk“ daran erinnert, was wir diesem Einsamen und Einzigem, dem Bruder Mozarts, wie Goes mit Recht ihn nennt, danken. Das sind alles oft besprochene Themen, Goes verleiht

ihnen neuen Glanz und neuen Klang durch die Art, wie er sie darstellt, das aber ist seine Art. Er ist ein Mensch und Dichter dieser Zeit und trachtet danach, die ewigen Werte für diese unsere Gegenwart sichtbar zu machen, daß sie uns helfen und uns heilen in der Not unserer Tage.

Otto Heuschele

Wilhelm Raabe auf schwäbisch

Es ist eine große Freude, daß es noch Verleger gibt, die einen jungen Dichter entdecken und schön herausbringen, und ebenso groß ist die andere, daß der Entdeckte nicht nur etwas kann, sondern auch seine eigenen Wege geht. Dieser Christian Asper schreibt eine schwäbische Kleinstadtgeschichte „*Die Schwappacher Reise*“ (Mannheim, Kessler Verlag. Mit Zeichnungen von Fritz Fischer. 195 S.), aber es ist weniger ein Idyll als vielmehr eine Flucht vor der Wirklichkeit. Auch dieser junge Dichter weiß vom Allzumenschlichen und Abgründigen, aber er steht außerhalb der üblichen Kafka-Nachfolge, weil er darüber zu stehen

DIE ZEITSCHRIFT ÜBER DAS KULTURELLE LEBEN FRANKREICHS
in deutscher Sprache

Antares

Französische Hefte für Kunst, Literatur und Wissenschaft

Reichillustriert — Frankreich von gestern und heute —
Bücherbrett — Zeitschriftenspiegel

Beiträge von:

Otto-Friedr. Bollnow — Georges Duhamel — Ernst Gamillscheg
— Hugo Königsgarten — Gabriel Marcel — Henry de Montherlant — Albert Mousset — Hans-Joach. Schoeps — Heinz-Otto Sieburg — André Siegfried — P. A. Touchard — Fritz Usinger — Egon Vietta — Kurt Wais u. a. m.

WOLDEMAR-KLEIN-VERLAG · BADEN-BADEN

Postcheck-Konto Karlsruhe, Nr. 15113

Probenummern: ANTARES/Mainz-Rhein, Postfach 171

Jahresabonnement: 8 Hefte — DM 12,—

wagt. Er erzählt von einem schwäbischen Kaufmann, der sein Heimatnest verläßt, weil das Mädchen, das er heiraten will, einen romantischen Musikus vorzieht. Er wendet sich nach Bremen und wird dort ein großer Unternehmer. Mit den hanseatischen Kontrastszenen beginnt die Erzählung sehr ergötzlich. Jedoch nach dreißig Jahren treibt es den alten Junggesellen und weltverachtenden Genießer zu Weihnacht nach Haus. Dort aber ist er weder der hilfreiche Engel bei ärmlichen Idealisten, noch kann er die eigene armselige Seele an ihnen gesund machen, vielmehr ist sein ehelicher Ersatzmann auch sein praktisches Ebenbild geworden. Sein eigenes Beispiel, durch den Ruhm seiner Zigarren und Kaffeemarken in der Heimat wohl bekannt geworden, hat den andern zum erfolgreichen Grundstückspekulanten werden lassen; ja dieser ist gerade darüber, der eigenen Tochter das Glück zu verweigern, das ihm selbst beschieden gewesen war, als er noch vor seiner wirtschaftlichen und menschlichen Verwandlung stand. Ganz anders, als er es sich gedacht hatte, muß der Bremer eingreifen, und noch einmal sind alle Bedingungen für ein christfestliches happy-end gegeben.

Nun, der Verfasser führt es auch herbei — und färbt dennoch die Welt nicht rosenrot. Er weiß, daß die Menschheit weder durch Verlobungen noch durch gestiftete Schwimmbäder anders wird. Wie er das sichtbar macht, darin liegt der Beweis seiner Echtheit. Wenn man deshalb nach einer Formel für diesen jungen Erzähler sucht, könnte man sagen: Wilhelm Raabe auf gut schwäbisch. Sein kleiner Roman gehört in die unmittelbare Abkommenschaft des „Horacker“. Wer sich erheitern will, ohne sich seiner Freude nachträglich zu schämen, sei darauf hingewiesen. Über die Bilder zu urteilen, mit denen der Verlag das Buch hat ausstatten lassen, fühle ich mich nicht berufen. Vielleicht hänge ich mit meinem Herzen zu sehr an den großen humoristischen Illustratoren wie Cruikshank.

Reinhard Buchwald

Ein furchtbarer Irrtum

Die Fragwürdigkeit jeglichen Menschenwerkes zeigt A. J. Cronin in seinem Roman „Hinter diesen Mauern“ (Stuttgart, Scherz & Goverts. 306 S. DM 15,80) an einem Fehlurteil, und man kann sich nicht der alten Einsicht entziehen, daß Gerechtigkeit nur ein ersehntes Ziel bleibt, während sich in der Rechtsprechung des Menschen ganze Unzulänglichkeit beweist. — Ein junger Mensch erfährt, daß sein Vater vor Jahren nicht gestorben ist, sondern daß er wegen eines Mordes zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt wurde. Statt Haß und Scham überkommt ihn ein seltsames Mitleid, das schließlich zu dem unbeirrbar gefühlsmäßigen Wissen wird, daß seinem Vater ein schweres Unrecht geschehen ist. Über Monate hin sucht er mühselig Steinchen um Steinchen zusammen, um das Bild des damaligen Prozesses neu erstehen zu lassen und seine Lücken zu erkennen. Der schärfste Gegenspieler des fanatischen Sohnes wird der machtvolle Ankläger Sprott, für den damals der Vater Rees Mathry kein Mensch war, sondern die glänzende Gelegenheit für seinen kalten Ehrgeiz, weiter Karriere zu machen. Der Sohn kämpft bis zur Erschöpfung gegen Ichsucht, Gleichgültigkeit und Feigheit all derer, die einst seinen Vater lebendig begruben, und die jetzt unter allen Umständen verhindern müssen, daß durch ein neues Verfahren ihr verantwortungsloses Handeln erwiesen und ihre Existenzen erschüttert werden. Nur wenige Unermüdliche helfen ihm, und es gelingt ihnen endlich, daß Mathry nach 15 Jahren aus dem Zuchthaus entlassen und in einer Berufungsverhandlung gerechtfertigt wird. Erschütternd weiß Cronin das Wiedersehen des Sohnes mit einem haßerfüllten, lebensgierigen Zuchthäusler zu schildern, in dem grauenhafte 15 Jahre alles Heitere und Liebenswerte des Vaters aus der Kinderzeit verschüttet haben und bei dem es einer reifen Güte bedürfen wird, seine Menschenverachtung mit der Zeit zu mildern. — Man ist dankbar für die gepflegte, reiche und mühelos zu lesende Sprache Cronins in der Übersetzung von A. Brun.

Christa Heymann

Neue Reihenbücher

Nach dem großen Erfolg der ersten billigen Buchreihen, insonderheit der Rororo- und Fischer-Bücherei, hat in den letzten Monaten eine ganze Anzahl weiterer Verlage mit der Herausgabe solcher Serien begonnen. So sehr das Bestreben zu begrüßen ist, dem Publikum gute Bücher für wenig Geld zu bieten, so darf es doch nicht dazu führen, daß die Ausstattung gar zu schlecht wird, wie es bei einigen dieser Reihen der Fall ist. Von den neuen Reihen sei hier lediglich auf die „Faro-Bücherei“ hingewiesen, deren ersten Band, „Mit Vater Zille unterwegs“, wir bereits in Heft 3/1954 besprochen. Unter den weiteren Bänden finden sich zwei Romane, „Zwei zarte Lämmchen weiß wie Schnee“ von Hans Fallada und „Das weiße Abendkleid“, eine nicht weiter wichtige Geschichte von Victoria Wolf; ferner die erschütternd eindringlichen Erzählungen von Leonhard Frank „Der Mensch ist gut“. E. Martin schrieb „Im Zauberreich des Alkohols“, eine Zusammenstellung von 200 Rezepten für frohe Stunden, und Gerda Richter ein recht geschicktes und unaufdringliches Büchlein „Gutes Benehmen Bedingung“. Jedes Bändchen der „Faro-Bücherei“ (im Fackelträger-Verlag Hannover) kostet DM 1,50.

Aber auch von den bewährten Serien liegen wieder neue Bände vor. Die Fischer-Bücherei hat vier berühmte Erzählungen von Stefan Zweig unter dem Titel „Phantastische Nacht“ zusammengefaßt. Als Band 46 erschien „Die Liebesschaukel“, der unterhaltsam-hintergründige Roman von Stefan Andres. Bd. 49 ist ein „Opernführer“, von Hellmuth Steger und Karl Howe zusammengestellt: ein besonders verdienstvolles Bändchen dieser Reihe. Der 50. Band, bei dessen Erscheinen die

Gesamtauflage der Fischer-Bücherei nach Angabe des Verlages nahezu dreieinhalb Millionen Exemplare umfaßt, bringt die Historie „Karl der Große“ von Rudolph Wahl, eines der bewährtesten Werke des gerade 60-jährigen Autors.

Rowohlt ist inzwischen beim 100. Bändchen angelangt und bringt aus diesem Anlaß einen Gratis-Rororo: „Was sie schreiben — wie sie aussehen“ mit Porträts aller bisher bei ihm vertretenen Autoren. Der hundertste ist Wilhelm Raabes „Stopfkuchen“ — jung und lebendig wie eh und je. „Die Frau des Missionars“ von Pearl S. Buck wurde als Bd. 101, „Nein — Die Welt der Angeklagten“, der visionäre Roman, der seinen jungen Autor Walter Jens berühmt gemacht hat, als Bd. 102 aufgenommen. Als Doppelband ist schließlich noch der bekannte Roman „Dr. med. Arrowsmith“ von Sinclair Lewis erschienen.

Bei dieser Gelegenheit sei auch auf die zuletzt veröffentlichten Bände der immer wieder erfreulichen Insel-Bücherei hingewiesen. Es sind „Zigeuner - Romanzen“ von Federico Garcia Lorca in einer nicht vollkommen überzeugenden Übertragung von Enrique Beck, zu der man freilich das Original haben müßte; dann die zarte Naturdichtung „Clarissa mit dem Weidenkörbchen“ von Friedrich Schnack; ferner eine eindringliche Sammlung „Einsichten“ von Martin Buber; Wilhelm Raabes Erzählung „Vom alten Proteus“; die Rede von Paul Hindemith auf dem Bachfest 1950: „Johann Sebastian Bach. Ein verpflichtendes Erbe“; eine Auswahl von Martha List aus den Werken und Briefen von Johannes Kepler: „Der Mensch und die Sterne“; und schließlich eine andalusische Elegie „Platero und ich“ von Juan Ramon Jiménez. Die Bände stellen eine weitere Bereicherung der wertvollen Insel-Bücherei dar. D. R.

Im nächsten Heft der Deutschen Rundschau lesen Sie u. a.:

Ludwig Reiners	. Licht und Schatten im wilhelminischen Deutschland
Alfred Frisch Der französische Katholizismus heute
Fritz Kraus Über den Selbstmord
Stefan Andres Faraone (Erzählung)

Der frühere Reichskanzler **Professor Dr. Heinrich Brüning** ist neben seiner Lehrtätigkeit an der Universität Köln zur Zeit mit der Abfassung seiner Memoiren beschäftigt. — **Dr. Karl Josef Hahn**, geb 1912 in Karlsbad/Böhmen, lebt seit 1939 in Holland. Er ist Dozent für deutsche Sprache und Literatur am Niederländischen Auslands-Institut und an der Universität Nimwegen, heute am Gerichtshof der Montan-Union in Luxemburg. Er hat Bücher über George (1936), Stifter (1938) und Rilke (1949) veröffentlicht und ist in internationalen kulturellen Organisationen und in der Europa-Bewegung tätig. — **Karl Krolow**, der mit der „Elegie auf den Tod eines jungen Dichters“ zum ersten Male in der D. R. vertreten ist, lebt als freier Schriftsteller und Übersetzer vor allem französischer Lyrik in Hannover. Über seine letzten Buchpublikationen wurde in Heft 7/1952 („Die Zeichen der Welt“, Gedichte) und 11/1953 („Von nahen und fernen Dingen“) berichtet.

*

Diesem Heft liegt ein Prospekt der Stiftung Gralsbotschaft, Schwäbisch-Gmünd, bei, um dessen Beachtung wir unsere Leser bitten.

*

Eingesandte Bücher

(Besprechung vorbehalten)

- Heuss, Theodor: „Vorspiele des Lebens“. Tübingen 1953, Rainer Wunderlich. 346 S.
- Benton, J. A.: „Calangro oder das Friedensfest der Tiere“. Hamburg 1954, Claassen Verlag. 112 S. DM 13,50
- Langgässer, Elisabeth: „...soviel bewegende Vergänglichkeit. Briefe 1926 bis 1950“. Hamburg 1954, Claassen Verlag. 252 S. DM 13,80
- Schneider, Reinhold: „Die Sonette von Leben und Zeit, dem Glauben und der Geschichte“. Köln u. Olten 1954, Jakob Hegner. 240 S. DM 11,80
- Bergengruen, Werner: „Pelageja“. München, Nymphenburger Verlagshandlung. 192 S. DM 8,80
- Distelbarth, Paul: „Rußland heute“. Hamburg 1954, Rowohlt. 237 S. DM 6,85
- Christiansen, Hjalmar: „Norwegische Literaturgeschichte“. Berlin, Verlag Die Quintessenz. 87 S.
- Abt, Georg: „Deutsche Gedichte der Gegenwart“. Gütersloh 1954, C. Bertelsmann. 314 S. DM 6,85
- Lehmann, Wilhelm: „Dichterische Grundsituation und notwendige Besonderheit des Gedichts“. Ak. d. Wiss. u. d. Lit., in Komm. bei Franz Steiner GmbH Wiesbaden, 11 S. DM 1,—
- Scheler, Max: „Der Formalismus in der Ethik und die materiale Wertethik“. 4. Aufl. (Ges. Werke Bd. 2). Bern 1954, Francke Verlag. DM 28,—
- Scheffler, Karl: „Max Liebermann“. Wiesbaden, Insel-Verlag. 118 S. mit 65 Bildtafeln. DM 14,60
- Muschg, Walter: „Tragische Literaturgeschichte“. 2. Aufl. Bern, Francke Verlag. 447 S. DM 34,—
- Günther, Joachim: „Die zahme Sphinx“. Witten und Berlin, Eckart Verlag, 72 S. DM 3,20
- Stifter, Adalbert: „Witiko“. Herausg. von Max Stefl. Augsburg 1953, Adam Kraft. 1016 S. DM 15,80
- Morgenstern, Christian: „Das Mondscheif / The Moon Sheep“. Eine Auswahl aus den Galgenliedern. Deutsch und Englisch. Authorized English Version by A. E. W. Eitzen. Wiesbaden, Insel-Verlag. 95 S. DM 4,80
- Wiesinger-Maggi, Inez: „Theseus der Jüngling“. Zürich, Origo Verlag. 64 S.
- Mendelssohn, Peter de: „Der Geist in der Despotie“. Berlin, F. A. Herbig, 282 S.
- Schroers, Rolf: „Jakob und die Sehnsucht“. Düsseldorf, Eugen Diederichs. 372 S. DM 13,80
- Schilling, Kurt: „Geschichte der Philosophie / II. Band: Die Neuzeit“. München, Ernst Reinhardt Verlag. 688 S. DM 28,—
- Binder / Frede / Kollnig / Messerschmid: „Politische Bildung und Erziehung“. Stuttgart 1953, Ernst Klett. 156 S. DM 6,80
- Green, Henry: „Dämmerung“. Frankfurt a. M., Suhrkamp. 372 S.
- Hofmannsthal, Hugo v.: „Dramen I“. Frankfurt a. M., S. Fischer. 475 S.
- Tocqueville, Alexis de: „In der nord-amerikanischen Wildnis“. Übertragung und Nachwort von Hans Zbinden. Bern, Verlag Hans Huber. 123 S.
- „Historia Mundi. Zweiter Band: Grundlagen und Entfaltung der ältesten Hochkulturen“. München, Leo Lehnen Verlag. 655 S. DM 28,80
- „Jahrbuch der Fotografie 1954“. Frankfurt a. M., Umschau Verlag
- Faille, Pierre della: „Regarde l'eau noire“. Brüssel, Editions de „La Cigale“. 98 S.
- Grabowsky, Adolf: „Einführung in die Politik“. Braunschweig, Schlösser Verlag. 68 S.
- Gantner, Joseph: „Rodin und Michelangelo“. Wien, Anton Schroll. 83 S. mit 42 Bildtafeln DM 19,50

GERHARD KRÜGER

Abendländische Humanität

Zwei Kapitel über das Verhältnis von Humanität, Antike
und Christentum

94 Seiten, Flexibler Ganzleinenband DM 5,40

Im Urteil der Presse:

„Der bekannte Tübinger Philosoph Gerhard Krüger hat zwei Vorträge über das Problem des Humanismus zu einem ansprechenden kleinen Büchlein vereinigt. Er geht davon aus, daß im Altertum der Glaube an die menschliche Vernunft und das Wissen einer überweltlichen Gottheit zusammengingen, während in der Neuzeit die Humanisten die Souveränität der Vernunft und die Theologen die Abhängigkeit des Menschen ausschließlich und dogmatisch behaupteten. Krüger weist auf die humane Religion der Antike hin, die ohne Tempel, Dogmen, Priester und Feste dennoch eine innere, erleuchtete Offenheit und Bereitschaft für das Göttliche besaß. Der Philosoph, der die unverkürzte Botschaft des Christentums ernst nimmt und für sie aufgeschlossen bleibt, glaubt in der antiken Humanität und Vernunft mit ihrer fragenden Haltung eine Lösung zu finden, in der von der humanen Vernunft eine Brücke zu dem führt, was mehr ist als der Mensch. Viele junge Menschen werden diese ernste und bei allem Ringen klare und bedachtsame Schrift mit Gewinn lesen.“

Die Neue Zeitung v. 8./9. Aug. 1953

„Krüger, bekannt als subtil grabender Denker, stößt in seiner Analyse sofort auf einen eventuellen Kontrast zwischen Humanismus und Christentum und führt beide Pole gegeneinander zu einem Ganzen, das so sehr zusammenpaßt wie Antike und Christentum in der abendländischen Geschichte. Es ist die einfachste Lösung, die Krüger findet, aber eben weil sie die einfachste ist, auch die schwierigste.“

Deutsche Tagespost v. 12./13. 7. 53

W. KOHLHAMMER VERLAG STUTTGART

DFW

**Dokumentation · Fachbibliothek
Werksbücherei**

DIE ZEITSCHRIFT MIT DEM DREIGEGLIEDERTEN ARBEITSGEBIET

Die *Dokumentation* als bessere Arbeitsmethode verdrängt veraltete Archivsysteme in Wissenschaft und Technik und bewahrt vor einem Zurückbleiben hinter der Konkurrenz. — Die Fortschritte im *Fachbibliothekswesen* verbessern die Leistungen der Wissenschaftler, Ingenieure und Betriebe. — *Volks- und Werksbüchereiarbeit* ist ein ethisch unabdingbarer Bestandteil modern-kultureller Sozialarbeit.

Im bewährten Mitarbeiterstab

Dr. Karl Fill, Dokumentalist und Fachredakteur — Dr. Friedrich Kayser, Dokumentalist — Bibliotheksrat Dr. Franz Anselm Schmitt — Johannes Schröpel, Fachredakteur — Dr. Günther Stein, Dokumentalist — Dr. Walther Stöetzer, Leiter der Kekulé-Bibliothek, u. v. a.

Jahresbezugspreis (1. Oktober 1953 bis 30. September 1954) inkl. Zustellgebühren DM 20,40. Bereits Erschienenes wird kostenlos nachgeliefert. (Probeheft gegen DM 3,— franko durch Überweisung auf Postscheckkonto.)

Wir beraten Betriebe und Industrien, private und öffentliche Büchereien und stellen Betriebs- und Werksbüchereien, Fachbibliotheken, Gemeinde-, Jugend-, Schüler- und Privatbüchereien auf.

Wir liefern Bücher und Zeitschriften aller Art, für jeden Zweck und an jedermann zu Originalpreisen.

Export in alle Länder der Erde

NORDWESTDEUTSCHE VERLAGSANSTALT · HANNOVER · In der Steinriede 4

Telefon: Nr. 62367 · Postscheckkonto: Hannover Nr. 44783

In Kürze erscheint:

DER STAAT AUS DEM NICHTS

Deutschlands Weg von Potsdam nach Berlin

von

Norbert Tönnies

Der von den Siegern gewollte Untergang des Reiches und der neue Beginn deutscher Staatwerdung ist das Thema dieses Buches. Der bekannte Journalist Norbert Tönnies hat Deutschlands staatlichen Neubeginn von den Anfängen an aus nächster Nähe miterlebt und hat, gestützt auf eigene Niederschriften und ein reiches, bisher kaum erschlossenes Quellenmaterial, die Geschichte der letzten neun Jahre niedergeschrieben und damit ein Werk von brennender Aktualität geschaffen, das kein politisch interessierter Leser unbeachtet lassen kann.

Leinenband mit zweifarbigem Umschlag. 204 Seiten Text
mit 20 ganzseitigen Bildern. Preis DM 8.80.

C O N S T A N T I N - V E R L A G

STUTTGART - VAIHINGEN

Benutzen Sie für den Aufbau
Ihrer wissenschaftlichen Bibliothek die

Wissenschaftliche Buchgemeinschaft e.V.

Die WISSENSCHAFTLICHE BUCHGEMEINSCHAFT ist eine Selbsthilfegemeinschaft, deren Hauptzweck es ist, die durch die Kriegsfolgen ungreifbar gewordene geisteswissenschaftliche Literatur zu Selbstkostenpreisen wieder zur Auflage zu bringen.

Besonders ausgebaut:

Philosophie

Theologie

Altphilologie

Geschichtswissenschaft

Germanistik

Kunstgeschichte

Rechtswissenschaft

Im Jahr 1953 erschienen 65 Bücher!

Mitglied der WISSENSCHAFTLICHEN BUCHGEMEINSCHAFT
kann jeder werden!

Mitgliedsbeitrag pro Jahr DM 3,—

Fordern Sie kostenlos einen Gesamtprospekt an durch das
Sekretariat der

WISSENSCHAFTLICHEN BUCHGEMEINSCHAFT e.V.

Darmstadt 11, Schöfferstraße 15

FORVM

Österreichische Monatsblätter für
kulturelle Freiheit

1. JAHR WIEN, MÄRZ 1954 HEFT 3

Friedrich Funder
Die große Alternative

Bruno Kreisky
Nach der Berliner Konferenz

Pro und Contra:
*Der junge Arbeiter und die
alte Partei*

Karl Bednarik — Alexander Giese

Claus Pack
Das Plakat: Ein Anschlag

FORVM, Wien VII, Museumstr. 5

S 4.—, DM 1.—, Sfrs 1.—

Deutschland:
Pressevertrieb, Frankfurt/Main
Mainzer Landstraße 225
Trunk, München, Hopfenstraße 6

Spiegelbild ★ der Heimat ★

Als der Kupferstecher Mathäus Merian vor über 300 Jahren seine berühmten Städte- und Landschaftsbeschreibungen in Wort und Bild schuf, konnte er nicht ahnen, daß seine Ideen und Taten einmal in so vollkommener Weise weiter entwickelt und fortgeführt würden wie durch die seinen Namen tragenden, monographischen Hefte »Merian«.

Monat für Monat lädt die Zeitschrift »Merian« ihre Leser ein, mit ihr auf Entdeckung zu gehen, verborgene Schönheiten kennenzulernen, bedeutsame Kunstschatze aufzuspüren, zu erfragen, was unsere Dichter uns zu sagen haben, zu sehen, wie man in früherer Zeit baute und wie man heute baut, geographische und naturkundliche Besonderheiten zu erfahren und sich über unsere wichtigsten Wirtschaftsunternehmen zu informieren.

Dadurch ist »Merian« vielseitig, interessant, abwechslungsreich und durch die Konzentration auf ein Thema, das eine Stadt oder eine in sich geschlossene Landschaft behandelt, aufschlußreich und beständig. Zu Beginn jedes Monats erscheint ein reich illustriertes Heft mit einem Umfang von 100 Seiten und etwa 90 Abbildungen auf Kunstdruckpapier. Es ist im Buch- und Zeitschriftenhandel oder beim Verlag erhältlich. Heftpreis 2,80 DM, im Abonnement 2,40 DM. Schreiben Sie bitte an den Verlag Hoffmann und Campe, Hamburg 13. Der Verlag würde sich über Ihr Interesse freuen und Ihnen gern ein Probeheft senden.

Preuves

Monatshefte

herausgegeben vom Kongreß
für die Freiheit der Kultur,
23, rue de la Pepinière, Paris 8e

Aus dem Inhalt des Märzheftes:

Arthur Koestler:

Petit guide des névroses politiques

Aldous Huxley:

La Foi, le Goût et l'Histoire

Thierry Maulnier:

La politique ou la pitié?
et la nouvelle pièce de

Fritz Hochwälder:

Donadieu (Acte I)

Zu beziehen durch:

„Kongreß für die Freiheit der Kultur“
Berlin-Zehlendorf, Scharjestaße 4

Probenummern kostenlos!

Jahresabonnement: DM 8,—

MERIAN

RUNDSCHAUREISEN

*Jean Paul: Nur Reisen ist Leben,
wie umgekehrt Leben Reisen ist.
(Kampanertal)*

TOURISTIK und REISEN ist zweierlei und sicher haben auch Sie schon, lieber Leser, daran gedacht, eine schöne Reise zu unternehmen, eine Reise, die mehr nur als einen rein touristischen Zweck verfolgt. — Und deshalb werden Sie sicherlich unsere neue Einrichtung begrüßen, unseren Reisedienst, der Ihnen eine Auswahl guter Auslandsreisen nachweisen möchte, bei denen Sie mit gleichgesinnten und aufgeschlossenen Menschen und unter einer erstklassigen Führung die Möglichkeit haben, fremde Länder und Völker wirklich kennenzulernen.

Und hier die erste Auswahl:

1. **Studienreise nach Kleinasien** 24. 4.— 8. 5. DM 1798,—
 Bahnfahrt nach Rom. Flug nach Istanbul, 10tägige ausgedehnte Rundreise (kombinierte Bahn-, Omnibus- und Flugreise) durch die Türkei. Flug Smyrna—Athen (2 Ruhetage) — Flug nach Rom (1 Ruhetag). Bahnfahrt Rom—Stuttgart.
 Leitung: Doz. Dr. Dörner (Doz. für Islamwissenschaft und Archäologie an der Universität Münster).
2. **Die literarischen Stätten der Schweiz** 3. 6.— 9. 6. DM 225,—
 Ein Besuch am Grabe Rainer Maria Rilkes.
3. **Klassische Italienreise** 2. 6.—19. 6. DM 452,—
 Florenz — Rom — Neapel — Pompeji — Paestum — Venedig.
 Leitung: Dr. phil. Dr. theol. E. A. Voretzsch, Kunsthistoriker, Tübingen.
4. **Studienreise nach Paris** 4. 6.— 9. 6. DM 195,—
 Eine kunst- und kulturgeschichtliche Reise.
 Leitung: Dr. G. Scheja, Doz. f. Kunstgesch., Univ. Tübingen.
5. **Studienreise nach Wien** 4. 6.— 9. 6. DM 198,—
 Eine kunst- und kulturgeschichtliche Reise.
 Leitung: Dr. Vera Hell, Kunsthistorikerin, Tübingen.

UNSER SOMMERPROGRAMM sieht weitere Reisen vor nach England, Griechenland, Schweden, Frankreich und Italien.

Schreiben Sie uns noch heute und verlangen Sie die für jede Reise ausgearbeiteten Detail-Programme. — Schreiben Sie an das

BÜRO FÜR INTERNATIONALE FACH- UND STUDIENREISEN

BRUNO HOCHREITHER - TÜBINGEN

FRIEDRICHSTRASSE 15 — TELEFON: 3863



Wir bieten an:

- moderne Sitzungssäle für Kongresse und Tagungen fast jeder Größenordnung (auch in Verbindung mit Ausstellungen!)
- einen eingespielten Apparat mit erfahrenen Organisatoren
- Beratung und Unterstützung in allen Fragen der Repräsentation der Rahmenprogramme usw.
- gute Verkehrslage, Flughafen mit vielen Direktanschlüssen an das internationale Verkehrsnetz

und nicht zuletzt

international orientierte Hotellerie und Gastronomie,
bedeutendes Theater, Kabarets, Varietés u. a.

Das alles bietet die Landeshauptstadt

DÜSSELDORF

die elegante, gastliche Stadt am Rhein

Auskünfte: Werbe- und Verkehrsamt der Stadt Düsseldorf,
Kongreßberatungsstelle, Ehrenhof 3, Tel.: 46408 und 8991

Bitte merken Sie für 1954 u. a. vor:

- Ende April: Kongreß der europäischen Filmautoren und Filmjournalisten
15. - 30. 5. DRUPA - Internationale Messe Druck und Papier
Mitte Mai: Jahreshauptversammlung des Vereins deutscher Zeitungsverleger e. V.
21. Mai: Tagung der Arbeitsgemeinschaft der Graphischen Verbände des deutschen Bundesgebietes e. V.
1. - 4. 6. Internationale Arbeitstagung der I.S.O. (International Standard Organisation) (Deutscher Normenausschuß Köln)
Juli: Kongreß der Internationalen Vereinigung der Organisationen von Lebensmittel-Detailslisten
16. - 31. 10. Internationale Ausstellung Jagd und Sportfischerei 1954



Auslieferungsstellen der

DEUTSCHEN RUNDSCHAU

im Ausland

<i>Argentinien</i>	Knüll & Wetzler, Estomba 1783, Buenos Aires
<i>Bolivien</i>	Das Echo, Cochabamba, Casilla 748
<i>Dänemark</i>	Pressa AG, Blegdamsvej 26, Kopenhagen N
<i>Finnland</i>	Akateeminen Kirjakauppa, 2 Keskuskatu, Helsinki
<i>Frankreich</i>	Librairie Martin Flinter, 68 Quai des Orfèvres, Paris 1 ^{er}
<i>Griechenland</i>	Georg Mazarakis & Co, Patissonstr. 9, Athen
<i>Großbritannien</i>	Interbook, 12 Fitzroy Street, London
<i>Israel</i>	Dr. Alfred Allerhand, 8 Adam Macohen Street, Tel Aviv
<i>Italien</i>	Libreria Sansoni, Via Capponi 26, Firenze
<i>Libanon</i>	The Levant Distributors Co., P.O.B. 1181, Beirut
<i>Luxemburg</i>	Messageries Paul Kraus, 27 rue Joseph Junck, Luxembourg
<i>Niederlande</i>	Meulenhoff & Co., NV, Amsterdam, Beulingstraat 2
<i>Norwegen</i>	A.S. Narvesens Kioskkompani, Stortingsgata 2, Oslo
<i>Österreich</i>	K. Lintl (W. Ennsthaler), Steyr, Grünmarkt 7
<i>Portugal</i>	Alvaro Goncales Pereira, Restauradores 12, Lissabon
<i>Saargebiet</i>	Buchhandlung Bock & Seip, Saarbrücken, Bahnhofstraße 98
<i>Schweiz</i>	Azed AG, Basel, Dornacherstraße 60—62 Schweizerisches Vereinsortiment, Olten
<i>Türkei</i>	Türk-Alman Kitapevi, Beyoglu, Kumbaraci Yokuşu 12

DIE „DEUTSCHE RUNDSCHAU“ IST AUSSERDEM IN JEDER
GUTEN BUCHHANDLUNG ERHÄLTICH ODER BESTELLBAR.